Schiller's dramatischer Nachlass.

Nach dessen vorliegenden Planen ausgeführt.

In zwei Bänden.

Erster Band in zwei Lieferungen.

Zweite Lieferung:

Die Kinder des Hauses.

Drama in fünf Aufzügen.

Nürnberg.
Verlag von George Winter.
1842.

P. C. Geissler del. A. Fleischmann fec.

DIE KINDER DES HAUSES.

Act. II, Sc. 11.

Die
Kinder des Hauses.

Drama in fünf Aufzügen,

nach einem Entwurfe

von

Friedrich von Schiller,

in dessen

dramatischem Nachlasse

Nürnberg.
Verlag von George Winter.
1842.

Die Kinder des Hauses.

Drama in fünf Aufzügen.

Personen:

Herr von Pontis, Baillif zu Nantes.
Frau von Pontis, seine Gemahlin.
Victoire, ihre Tochter.
Herr von Narbonne, Particulier.
Saint Foix, sein Pflegesohn.
Thierry, Haushofmeister.
Dominique, Koch.
Jean, Kutscher.
François, Valentin, Laquaien.
Etienne, Portier.
Madelon, Haushälterin.
Christine, Charlotte, Mägde.
(im Hause des Herrn von Narbonne.)
Meister Jaques, Juwelier.
Bernard Colas, Schließer.
Adelaide Palombe, eine Waise, in dessen Haus wohnend.
Orsomatrina, eine Zigeunerin.
Gujon de St. Pierre.
Secretär des Gerichts.
Der Huissier.
Schöffen, Gerichtsschreiber, Gerichtsdiener, Huissiers, Marechaussée, Volk.

Das Stück spielt zu Nantes unter der Regierung Ludwig des Vierzehnten. 1700.

Erster Aufzug.

Ein Zimmer in Narbonnes Hause, mit einer Mittelthüre im Fond, einer Kabinetsthüre links, und einer Glasthüre, die nach dem Garten führt, rechts: Meubles, Gemälde, Utensilien etc. verrathen einen geläuterten Geschmack, und die ausgesuchteste Gemächlichkeit des Wohlstandes.

Erster Auftritt.

Narbonne. Orsomatrina.

Narbonne.
(aus der Mitte tretend.)

Was suchst du?

Zigeunerin.
(welche ihm folgt.)

Dich.

Narbonne.

Wozu?

Zigeunerin.

Hab' Dir ein Brieflein heimlich zuzustellen.

Narbonne.

Von wem?

Zigeunerin.

Wirst's wohl errathen. Weiß es nicht. Gab's ein fremden Mann mir — eingehüllt in seinen Mantel — Federn auf dem Hute — langen Degen an der Seite — Reicher Cavalier, wie's scheint. — Nicht gering war seine Gabe — hä — hä — hä — Ein blankes Goldstück! —

Narbonne.

Wo trafst Du ihn?

Zigeunerin.

(deutet mit dem Finger auf die Glasthüre.)

Da hinter Deinem Garten nach dem Hause.

Narbonne.

Schon seit einigen Tagen schleichst Du da herum? Was suchst Du hier?

Zigeunerin.

Ich such' ein Mädchen, die ich sprechen muß.

Narbonne.

Wie nennt sie sich?

Zigeunerin.

Weiß nicht, hab' nie darnach gefragt.

Narbonne.

(kurz und rauh.)

Nun, ist sie hier?

Zigeunerin.

Hab' sie noch nicht gesehen.

Narbonne.

Was willst Du von ihr?

Zigeunerin.

Frag' Kinder aus. Geht Dich nichts an! Da nimm das Briefchen.

(reicht es hin.)

Narbonne.

(nimmt es.)

Nun geh' und laß' mich.

Zigeunerin.

Schenk' mir erst was!

Narbonne.

Belohnte Dich der Ueberschicker nicht?

Zigeunerin.

Zweifacher Lohn — guter Lohn! — mit einem Schlag zwei Fliegen klappen — gute Arbeit! — Nicht wahr? — Nicht wahr? — hä — hä — hä —

Narbonne.

Was willst Du damit sagen?

Zigeunerin.

Hä, hä, hä! Willst meine Worte nicht verstehen? verstehst die Sache, wie ein Meister.

Narbonne.

(betroffen.)

Da nimm und mach' ein Ende. (gibt ihr eine kleine Münze.) Geh!

Zigeunerin.

(betrachtet die Gabe.)

Nicht mehr gibst Du? — Und bist so reich! — Pfui! Schäme dich! — Hab' mehr erwartet. — So großer Mann, so kleine Gabe! —

Narbonne.

Es ist genug!

Zigeunerin.

Meinst Du? Könnt' Dich einst reuen. Gib mehr, Du kannst es! —

Narbonne.

Laß mich in Frieden.

Zigeunerin.

Das steht bey mir. — Nimm Dich in Acht! — Kann mehr, als Du weißt! —

Narbonne.

Dummes Geplauder! Mit dieser dunkeln Drohung machst Du bei mir keinen Eindruck! — Packe Dich! sonst laß ich Dich aus dem Hause peitschen.

Zigeunerin.

Laß seyn! laß seyn! ich gehe schon! Peitsche thut gar weh! bin alte Zingana — laß die Peitsche! Jagst mich fort? — Nun ich kann gehen! — Was gilts, riefst mich gern zurück? wird zu spät seyn — gieb nur acht! Jagst Du von Dir arme Sinte — jagst Dein Glück fort — jagst fort die Ruh' — jagst fort den Frieden! Denk an mich!

(sie geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Narbonne (allein.)

Verdammte Hexe. Unverschämtes Bettelvolk! Das gibt sich Wichtigkeit, und droht mit dunkeln mystischen Sprüchen, die Börse desto weiter zu öffnen. Wer mag der Schreiber dieser Zeilen seyn? Wer hatte den abentheuerlichen Einfall diesen seltsamen Boten zu wählen? (er betrachtet das Billet.)

Ohne Aufschrift. (er öffnet es.) Ohne Unterschrift! Nein! — Nein! — Das ist nicht möglich! Wäre ers! er hätte nicht nöthig sich dieses Canals zu bedienen, um mir Nachrichten zukommen zu lassen. Laß sehen! der Inhalt wird Aufschluß geben. (er liest.) »Narbonne! ein alter Bekannter muß Dich »sprechen, Umstände, die er Dir nur mündlich erklären kann, »lassen ihn wünschen, daß seine Anwesenheit in dieser Stadt, »wie in Deinem Hause, unbekannt bleibe. Erwarte ihn daher »gegen Abend in dem Salon nächst dem Garten — doch ohne »Zeugen — um Deiner selbst willen! Oeffne das kleine Pfört»chen, das vom Garten in die öde Nebengasse führt; es soll »statt Antwort dienen, daß Du die Bitte bewilligst

Deinem

ungenannten doch bekannten Freunde.

Hm! hm! (er sieht noch einmal auf die Schrift.) Seine Hand ist es nicht völlig. Doch wer weiß, ob er sie nicht absichtlich verstellte? — Soll ich das Pförtchen öffnen? — Soll ich ihn annehmen? — Der Bote erregt Verdacht! Ist er es aber, und ich weigere mich, so setze ich mich jeder nur denklichen Gefahr aus. Ich kenne ja seine unvergleichliche Unbesonnenheit! — Am besten ist's, ich öffne. — Meine Leute sind ja in der Nähe. Ein Zug an der Glocke bringt sie herbei. — Der Schlüssel —? Richtig! — Hier ist er, am Nagel, wie gewöhnlich. (er nimmt den Schlüssel von einem Nagel an der Wand, und schließt die Glasthüre auf, tritt in den Garten und verschwindet hinter Hecken und Blumen. Kleine Pause.)

Dritter Auftritt.

(Es wird verschiedene Male an der Mittelthüre geklopft.)

Thierry und Meister Jaques.

Thierry.

(der den Juwelier hereinführt.)

Da könnten Sie noch lange klopfen, Meister Jaques, der Herr ist im Kabinet, wie es scheint. (er öffnet die Kabinetsthüre.) Nein, auch hier nicht. Ich täuschte mich wahrhaftig. Er wird vermuthlich in den Garten getreten seyn. — Ja, sehen Sie, ich errieth es. — Schauen Sie hier nur durch das Glas. Bemerken Sie ihn nicht? dort bey den Rosen? —

Jaques.

Ganz recht! ganz recht! Er bückte sich eben, um ein Bouquet zu pflücken.

Thierry.

Allerdings. Er hält die Blumen in der Hand, und scheint sehr delicat in der Wahl zu seyn.

Jaques.

Je nun, das hat seine guten Ursachen. Es kommt immer darauf an, wer dies Bouquet erhält.

Thierry.

Meinen Sie, Meister Jaques?

Jaques.

Nur das Schönste kann die Schönste schmücken. Selbst Rose und Veilchen sind noch nicht zart genug, die zärtlichen Gefühle der Verliebten zu bekennen.

Thierry.

Besonders wenn man in seinen sogenannten besten Jah-

ren steht, wie Herr von Narbonne. Mit dem vierzigsten liebt man wieder so schüchtern und sentimental, wie mit dem achtzehnten.

Jaques.

Ei, ei! Meister Thierry scheint ein alter Practikus.

Thierry.

Die Livree ist ja kein Küraß, der jedem Gefühle den Eingang in die Brust verwehrt.

Jaques.

O was das betrifft, da ist gar ein großer Unterschied zwischen denen, die sie tragen und tragen müssen. Jedermann, der die Ehre hat in diesem Hause bekannt zu seyn, weiß, daß Sie mehr die Stelle eines alten Freundes Ihres Herren, als die eines Dieners bekleiden.

Thierry.

O ja, er gewährt mir diese Auszeichnung.

Jaques.

Die Niemand so sehr verdient, wie Sie.

Thierry.

Sie schmeicheln — doch da kommt der Herr. Er hat sie bemerkt, und kommt raschen Schrittes auf das Haus zu. Man sieht, daß er Sie mit Ungeduld erwartete.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Narbonne.

Narbonne.

(legt das Bouquet, welches er aus dem Garten bringt, bei Seite.)

Ach, willkommen! willkommen, Meister Jaques. Sie haben Wort gehalten. Eine seltene Tugend bei ihren Collegen, aber um so schätzenswerther an Ihnen, den man als den ersten der kunstreichen Zukunft erkennt.

Jaques.

Zu viel Güte, gnädiger Herr. Diese Rede beschämt mich in der That.

Narbonne.

Das sollte die Wahrheit nie. — Aber lassen Sie mich endlich sehen, ich brenne vor Ungeduld, das Werk Ihrer Hände zu bewundern.

Jaques.

(enthüllt ein elegantes Etui von rothem Maroquin, in Gold gefaßt.)

Thierry.

Befehlen der gnädige Herr —

Narbonne.

Nichts weiter, als daß Du bleiben sollst. Bemerken Sie doch die Delicatesse meines guten alten Thierry, Meister Jaques! — Ohnerachtet ich ihn längst als meinen Freund erklärte und behandelte, legt er die Livree nicht ab, und hält fest an den Pflichten und Sitten, die sie dem Träger auflegt. Du sollst bleiben, guter Thierry. Du sollst sehen und hören, was ich mit Meister Jaques verhandle. Du hast mich als Kind auf Deinen Armen getragen, Du hast alle Freuden und Leiden dieses Hauses mit seinen Bewohnern, seit fünf=

zig Jahren getheilt, so theile jetzt auch die unschuldigen Heimlichkeiten meines Herzens, die übrigens nicht einmal mehr Heimlichkeiten sind.

Thierry.

Wenn Sie befehlen, so werde ich die Ehre zu schätzen wissen.

Narbonne.

Nun ja doch! wenn es seyn muß — so befehle ich Dir, mein Freund zu seyn, und hier zu bleiben — Also — Meister Jaques —

Jaques.

(öffnet und präsentirt das Etui.)

Urtheilen Sie nun, ob sie meine Fähigkeiten nicht überschätzten?

Narbonne.

(den Schmuck betrachtend.)

Schön! — Was sage ich? Damit drückt man nur gewöhnliches Wohlgefallen aus, und Ihr Kunstwerk verdient mehr.

Jaques.

Ich kann die Lobsprüche, mit denen Sie mich überschütten, nur theilweise annehmen, denn ich ergänzte doch nur —

Narbonne.

Ein Werk, das Sie früher erfanden, das durch Entwendung verstümmelt wurde, und das Sie nun schöner und vollkommener als das Original wiederherstellten. Hier ist kein Stein anders als an dem Kreuzchen, das meine Schwägerin einst trug. Man sollte glauben, es hätte nie gefehlt. Betrachte es einmal, Thierry. — Du errinnerst Dich doch noch des schönen Schmuckes, welchen Frau von Narbonne, meine Schwägerin, an Ihrem Vermählungstage trug?

Thierry.

Vollkommen, gnädiger Herr.

Narbonne.

Du weißt auch, daß das Kreuzchen am Collier fehlte?

Thierry.

Ja wohl, seit dem Tage, an welchem Ihr Herr Bruder in jenem Kabinet ermordet gefunden wurde, war es nicht mehr vorhanden. Ich setzte Sie davon in Kenntniß, als Sie zurückkamen und die Erbschaft übernahmen.

Narbonne.

Betrachte nun dieses, Thierry, welches Meister Jaques neu dazu verfertigt hat, ob es ihm nicht ganz ähnlich ist.

Thierry.

Zum Erstaunen! Ich glaube nicht, daß Jemand im Stande wäre, es von diesem zu unterscheiden.

Jaques.

In dieser Hinsicht muß ich dem Meister Thierry beipflichten. Da es denselben Stempel, dieselbe Chiffre, als mein Monogramm trägt, so könnte es mir sogar schwer fallen, wenn ich nicht beide zugleich in Händen hätte, was wohl schwerlich noch einmal der Fall seyn dürfte.

Narbonne.

Daran zweifle ich gleichfalls. Schon seit einer so langen Reihe von Jahren wird das Kreuzchen vermißt. In allen Handlungen, bei allen Juwelieren, in allen Städten, wurde die Beschreibung desselben verbreitet. Die Polizei bietet alles auf, um den Besitzer desselben zu entdecken, weil sie wichtige Aufschlüsse über das Verbrechen, das mein Haus in Trauer versetzte, von ihm zu erhalten hofft. Aber vergebens war bis jetzt ihre Mühe und ihr Forschen.

Jaques.

Und was dieser, besonders ihrem Chef, dem Marquis d'Argenson unmöglich ist, wird wohl keinem Menschen gelingen. Er ist dafür bekannt, daß er das Unglaubliche an's Licht förderte.

Narbonne.

Ich will ihm diesen Ruhm nicht schmälern, aber in dieser Geschichte hat er ihn bis jetzt noch nicht gerechtfertigt. Sagen Sie nur, Meister Jaques, wie es Ihnen möglich war, nach einer so langen Reihe von Jahren, sich jeder Kleinigkeit noch so genau zu erinnern, daß Sie das so täuschend nachmachen konnten.

Jaques.

Eine seltene Arbeit vergißt man in seinem Leben nicht wieder. Jeder Umstand, der sich dabei erreignete, bleibt merkwürdig und bedeutungsvoll. Man datirt seine Begebenheiten von einer solchen Epoche seines Wirkens, an die sich alle Erinnerungen knüpfen. Darum ist es auch nicht gleichgültig, für wen man arbeitet. Es gibt Personen, die alles gut kleidet, was für sie verfertigt wird, weil der Meister sich gerne mit ihrem lieblichen Bilde beschäftigt, und er jeden Zug, jede Biegung ihrer eigenthümlichen Grazie anpaßt. Eine solche Dame war Frau von Narbonne. Wer sie einmal sah, konnte sie nie mehr vergessen.

Narbonne.

(zuckt zusammen.)

Und darum war ihre Arbeit auch so vollkommen gelungen?

Jaques.

Ist meine heutige nun auch nicht zu tadeln, so mag das hauptsächlich dem Grunde zuzuschreiben seyn, daß ich glaubte, die Person zu kennen, für welche sie bestimmt ist, und

daß mich die ausgezeichnete Schönheit und Liebenswürdigkeit derselben begeisterte.

Narbonne.

Für diese zarte Aufmerksamkeit, Meister Jaques, werde ich nicht vergessen, Ihnen meinen besondern Dank abzustatten. Haben Sie die Rechnung mitgebracht?

Jaques.

Hier habe ich die Ehre, sie zu überreichen.

Narbonne.

(der die Rechnung durchsieht.)

5000 Livres. — Ich bin zufrieden, und weil ich es bin, kein Wort mehr darüber! — Einen Augenblick, — und Sie sollen den Betrag empfangen. (Er setzt das Etui auf den Tisch, und geht in das Kabinet.)

Jaques.

(ihm nachsehend.)

Ein vollkommener Edelmann, der Herr von Narbonne. Er macht der guten alten Sitte noch Ehre, welcher wir Franzosen den Ruhm eines gebildeten Volkes verdanken, aber noch mehr als seine Freigebigkeit und sein Wohlthätigkeitssinn zeichnet ihn die Liebe zu den Künsten aus, und sein feiner Geschmack.

Thierry.

Da muß man Ihnen beipflichten. Der gute Geschmack scheint dieser Familie angeboren zu seyn.

Jaques.

Und kein Mitglied derselben bewährte ihn so glänzend als Herr Louis, durch die Wahl seiner bezaubernden Braut. Fräulein Victoire von Pontis ist das Muster weiblicher Vollkommenheit.

Thierry.

Ja das ist wahr! Doch hätte ich nicht geglaubt, daß sie Ihnen so bekannt wäre?

Jaques.

Wer kennte nicht die Schönheit von Nantes? Wer hörte nicht wenigstens von ihr sprechen? Und wäre es auch nur weil sie die Braut desjenigen ist, den Jedermann liebt, schätzt und hochverehrt. Man spricht allgemein von diesem Ereignisse, als von einer Sache von guter Vorbedeutung für unsere Stadt. Man war besorgt, das alte Geschlecht aussterben zu sehen, das mit der Geschichte von Nantes so innig verwebt ist, an das sich alle großen Erinnerungen knüpfen. Man fürchtete, Herr von Narbonne hätte beschlossen, unvermählt zu sterben.

Thierry.

Den Anschein hatte es allerdings! — Aber —

Jaques.

Diese Furcht ist verschwunden, und man hält seine Freude nicht mehr zurück.

Narbonne.

(kommt aus dem Kabinet und legt dem Juwelier vier Goldrollen vor, von denen man annehmen kann, daß jede 100 Louisdors enthält.)

Hier, Meister Jaques. Ich hoffe, mein Banquier hat richtig gezählt. Sollte ich mich übrigens verzählt haben, so bin ich überzeugt, daß Sie den Ueberschuß gewissenhaft den Garçons zukommen lassen.

Jaques.

(nimmt das Geld.)

Darauf dürfen sich der gnädige Herr verlassen! — Die ganze Werkstatt soll sich einen vergnügten Tag machen, und

diejenige hoch leben lassen, deren Namensfest Morgen gefeiert wird. Ich habe die Ehre mich Ihrem gütigen Andenken zu empfehlen.

(geht ab.)

Thierry.

(begleitet den Juwelier hinaus; es fängt an zu dämmern.)

Fünfter Auftritt.

Narbonne. (allein.)

Ich kann den morgenden Tag kaum erwarten, kann den Augenblick kaum erwarten, sie in diesem Geschmeide zu bewundern! O! wie werden diese blitzenden Steine ihre Reize erheben! Wie wird man mich beneiden, sich um sie drängen und anstaunen. Ach! es gibt doch kein größeres Vergnügen, als die Wünsche derjenigen zu errathen und zu erfüllen, die man liebt, der man Herz und Seele weihte. Wie bedaure ich den Unglücklichen, den Armuth und Schicksal von dieser Götterlust des Beglückens ausschloß, und wie danke ich der Vorsehung, die mich in den Stand setzte, diesen Lieblingshang befriedigen zu können.

Sechster Auftritt.

Narbonne. St. Pierre.

St. Pierre.

(der unter diesem Selbstgespräch durch die Glasthüre eintrat, steht im Hintergrunde des Gemaches, das die Dämmerung bereits verdüsterte, und ruft halb laut:) Louis!

Narbonne.

(schrickt zusammen, und sieht sich rasch um.)

Wer ru — — (beide sehen sich eine Weile an, ohne zu sprechen, bis St. Pierre den Mantel auseinander schlägt, dann fährt Narbonne mit bewegter gedrückter Stimme fort.) Du bist es wirklich?

St. Pierre.

Erkanntest Du meine Hand nicht?

Narbonne.

Nicht ganz.

St. Pierre.

Ich hatte mir Mühe gegeben, sie zu verstellen.

Narbonne.

Das vermuthete ich beinahe.

St. Pierre.

Die Zigeunerin schickte ich, um nicht von Deinen Leuten erkannt zu werden.

Narbonne.

Keiner von ihnen war früher in Diensten meines Vaters oder Bruders. — Wie konnten sie Dich erkennen?

St. Pierre.

Doch, der alte Thierry — ich bemerkte ihn! — und der hat ein gutes Gedächtniß (beide schweigen einen Augenblick, endlich bricht St. Pierre in ein lautes Gelächter aus.) Hahaha! — Du bist außerordentlich erfreut über meine unverhoffte Ankunft, das muß ich gestehen!

— Du rechnetest wohl nicht mehr darauf mir in diesem Leben zu begegnen? — nicht wahr? —

Narbonne.

Ich muß bekennen —

St. Pierre.

So ist es recht, hahaha! Ohne Zwang, mein Freund, so liebe ich es. So behaupte ich auch, es gäbe nichts Unhaltbareres als die Bande, welche das Laster knüpfte, es gäbe keine größeren Lügen als die Versicherungen ewiger Freundschaft. Hättest Du mir durch Dein Betragen dieß System umgestoßen, und eine Ausnahme von der Regel aufgestellt, so hätte ich mich geärgert, so lange einen Trugschluß behauptet zu haben. Aber Du zeigst Dich wahr wie Du bist, und bist stolz genug mir die schimmernde Außenseite wegzulassen, die Du für den gemeinen Troß so glatt polirtest. Du zeigst Dich mir ohne Hülle — schlecht und undankbar, — und — das freut mich! — freut mich, daß ich mich nicht betrog und die Menschen nahm, wie sie sind, also, abgemacht! — Das bey Seite. Ahnest Du, warum ich hier bin?

Narbonne.

Wie könnte ich? —

St. Pierre.

Es ist auch wahr! — Drum ohne viele Ceremonien. Ich bin gezwungen, Frankreich zu verlassen und so schnell als möglich!

Narbonne.

Aus welchem Grunde?

St. Pierre.

Eine Ehrensache, in der ich Sieger blieb, ohne mich deshalb besonders rühmen zu können, ist die Ursache. Die Familie des Gefallenen verfolgt mich, und die fatale Marechaussée ist mir auf der Ferse. Glücklich entkam ich den Schlingen

der tausendarmigen Polizei, des luchsäugigen d'Argenson, und erreichte Nantes. Ein Kauffahrer liegt segelfertig nach St. Louis, der Capitain nimmt mich auf, und wir sind bereits einig über Fracht und Ueberfahrt. Es fehlt nichts mehr, als die Mittel, diese zu decken, und ich bin gerettet. Bleibt der Wind wie heute stehen, so werden die Anker vielleicht schon nach Mitternacht gelichtet, mit der Morgenröthe verlassen wir die Loire, und mit Sonnenuntergang erlischt mein Name diesseits der Hemisphäre. Ich war so dreist mir einzubilden, Du könntest einiges Interesse an diesem außerordentlichen Weltereignisse haben, und rechnete auf Deine Gefälligkeit, meiner schwindsüchtigen Börse unter die Arme zu greifen.

Narbonne.

(athmet leicht auf.)

Du hast Dich nicht verrechnet. Wie viel brauchst Du?

St. Pierre.

Je nun, mit 100 Louis wäre die Bagatelle abgemacht.

Narbonne.

Wenn es weiter nichts ist, die stehen Dir zu Diensten. Einen Augenblick, und —

St. Pierre.

Halt, halt! Ich mache gerne alles kurz und bündig ab, und spar' Dir gerne einen Gang.

Narbonne.

Wie meinst Du das?

St. Pierre.

Gieb Acht! Ich will Dir das in aller Kürze erklären. Sieh, indem ich Frankreich verlasse, scheide ich gewissermassen von Acker und Pflug. Jenseits der Atlantis haben nur die reellen Güter dieses Lebens Werth. Um seinen Lebensunterhalt zu erwerben, muß man thätig, fleißig, und wissenschaft-

lich gebildet seyn. Alle diese Eigenschaften mangeln mir ganz und gar; denn als Edelmann von Distinction hatte ich nicht nöthig mir diesen Stolz der Crapule zu erwerben. Um sie aber entbehren zu können, dazu gehört erstens Geld — zweitens Geld — und drittens Geld. Mir fehlt dieses, welche Perspektive bliebe mir also? Gleich alltäglichen Creaturen mein Brod im Schweiß meines Angesichtes zu erwerben? Das scheint mir doch eine Proposition, die einem Menschen von nobler Geburt und philosophischen Grundsätzen noch lange nicht gemacht werden sollte! Du kannst Dir daher denken, daß ich nur ungerne von einem Boden scheide, wo meiner Industrie so viele reiche Quellen offen standen, aus denen ein offener Kopf, ein Mann von Welt und Stande, und guter Erziehung, mit allem Anstande schöpfen durfte.

Narbonne.

Das begreift sich.

St. Pierre.

Ein gewandter Moralist könnte mir antworten: Ich dürfte dieß Mißgeschick als Buße für meine kleinen Vergehen hinnehmen; aber sieh, ich bin so verstockt mir einzubilden, ich sey mit denselben Ansprüchen auf Glück, Freude und Ueberfluß geboren wie viele Andere, welche die Mittel dazu in der Wiege finden. Ich rechne mir es daher nicht zum besondern Verbrechen an, wenn ich manchmal Mittel anwendete, um mir diese Genüsse der verzärtelten Jovis-Kinder auf eine Weise zu verschaffen, welche der Stumpfsinn unseres engbrüstigen Zeitalters als unerlaubt verpönt; denn ich bin der festen Ueberzeugung, das S c h i c k s a l verdammte mich dazu, und dies sollte wie billig auch allein die Buße tragen. Denn entweder hätte es mich mit diesen noblen Passionen verschonen, oder mir den privilegirten Freypaß dazu ertheilen sollen.

Narbonne.

Wahrhaftig, eine bequeme Casuistik.

St. Pierre.

Ja? Nicht wahr? hahaha! — Man richtet sich eben nach seinen Bedürfnissen, mein Freund. Ich wollte Dir damit nur andeuten, daß ich in dieser Hinsicht unverbesserlich bin, wenn Du etwa Lust haben solltest, mich mit einer Sittenpredigt abzuspeisen. Denn ich gestehe Dir, Du stehest in dem abscheulichsten Geruche der Frömmigkeit! Hahaha! Sieh', ich hänge an den Genüssen dieses Lebens. Darum hielte ich es für eine noch härtere Strafe, ein Leben ohne diese noch so ein 10 oder 20 Jahre lang hinzuschleppen, und in den Schachten oder Plantagen der Gujana, wie auf den Galeeren zu Toulon, zu schwitzen. Lieber bliebe ich, ließe dem Rechte seinen Lauf, dem General-Lieutenant der Polizei seine Freude, und ersparte mir noch die Leiden der Seekrankheit!

Narbonne.

Ja, wenn Du das willst —

St. Pierre.

So könntest Du auch die 100 Louis zu meiner Ueberfahrt, den Gang in Dein Cabinet, und ich die lange Auseinandersetzung meiner Beweggründe sparen? Nicht wahr? Das wolltest Du sagen? — O ich errathe Dich immer, ehe Du sprichst. Hahaha! Ja sieh, Du machtest mir in unsern jungen Jahren immer den Vorwurf, ich handelte ohne Ueberlegung; ich mußte Dich doch überzeugen, daß ich mich gebessert habe. Will ich also ein rasches Ende, der langsamen Todesqual vorziehen, so ist es schnell geschehen! Wenn man mich einholt ist mein Urtheil so gut als gesprochen. Ein Strang, ein Richtbeil, macht allen meinen Sorgen ein Ende. Und da könnte es mir denn doch einfallen, meine guten Freunde als Con-

vertite zu übertreffen, als reuiger Sünder zu überbieten, und alles zu bekennen, was ich sonst noch verübte, um einen guten Paß bei dem Pförtchen aufweisen zu können, wo mein heiliger Namens-Vetter die Polizei etwas strenge verwalten soll.

Narbonne.

Unsinniger Mensch! Könntest Du in der That dieser Idee nachhängen?

St. Pierre.

Ja, wie wunderbarlich und kurzsichtig doch manchmal die vernünftigen Menschen sind! — Hebe die Ursache auf, so ist die Wirkung vernichtet, und die Idee bleibt, was sie ist. — Du besitzest alles, was mir das Leben angenehm und wünschenswerth machen kann.

Narbonne.

Erkläre Dich deutlicher.

St. Pierre.

Mit trocknen Worten also? Nun gut! Ich brauche ein Capital — wenn auch nur ein bescheidenes, um mich unter anderm Namen auf den Inseln anzukaufen, sonst sehe ich nicht ein, was ich dorten soll.

Narbonne.

Hm! wie viel denkst Du zu brauchen, um ein Etablissement zu gründen?

St. Pierre.

Je nun! — 2000 Louis ist eine Summe, die ich sonst wenig achtete, die bei Dir gar nicht in Betracht kommen wird. Ich hoffe, Du findest meine Forderung mehr als bescheiden. Aber ich will nicht zudringlich seyn, und denke auch mit einiger Sparsamkeit damit auszukommen.

Narbonne.

Das ist zu viel!

St. Pierre.

Ah pah! mache mir nichts weiß!

Narbonne.

Ich besitze nicht so viel baar.

St. Pierre.

Stelle Wechsel aus, Creditbriefe. Die Unterschrift des reichen Narbonne honorirt jedermann. Ueberdem stehst Du auf dem Punkte, Dein ungeheures Vermögen noch zu vergrößern. Man zeigte mir das schönste Mädchen von Nantes als Deine bestimmte Braut, und in diesem Punkte kenne ich Dich. Die höchste Schönheit ohne bedeutende Mitgift wäre nicht Deine Parthie.

Narbonne.

Es ist eine Verbindung aus reiner Neigung.

St. Pierre.

Und ein klein wenig Speculation! Nicht wahr? Hahaha! O! mich betrügst Du nicht! Ich kenne alles!

Narbonne.

Außerdem ist die Sache auch noch nicht abgemacht.

St. Pierre.

Dafür ist mir nicht bange. Du bist der Mann dazu, eine solche Sache durchzusetzen. Du wirst doch wohl noch so eine kleine Tigerin der Provinz zu zähmen verstehen? Du besitzest alle Eigenschaften die Frauen zu gewinnen und zu betrügen! Wenn Du nur willst, so bist Du unwiderstehlich! —

Narbonne.

Laß doch die Schmeicheleien zur unrechten Zeit! Bleibe ernst. Man ist mit vierzig Jahren nicht mehr besonders unwiderstehlich. —

St. Pierre.

Mit vierzig? — Oft noch gefährlicher als mit zwan-

zig. Weil man dem gesetzten Manne keine Faseleien mehr zutraut und den durchtriebensten Spitzbuben als ganz solide betrachtet. Weil die Frauen in der ersten Blüthe von jeher noch nicht zu verführen verstehen, aber verführt seyn wollen, und der Faun das besser, als der Sylphe versteht!

Narbonne.

Sprich nicht in diesem Tone, ist von ihr die Rede. Du beleidigst mein Gefühl.

St. Pierre.

Ah, ah! Ich vergaß! Wir spielen jetzt den Subtilen. Sind lauter Empfindung und Zartgefühl! Hahaha! »Sprich nicht in diesem Tone!« Ei spreche Du in einem andern! Laß den schmutzigen Krämergeist bei Seite, und rede als Edelmann, als Franzose, als feuriger Liebhaber. 2000 Louis? Was will das bedeuten im Vergleich mit Fräulein Victoire von Pontis?

Narbonne.

Sprichst Du doch, als sollte ich sie um diesen Preis von Dir erkaufen!

St. Pierre.

Gewissermassen ist es nicht viel anders! Rückst Du nicht heraus, welche Wahl bleibt mir? — Im Elend oder gar nicht leben! Das wird schnell entschieden seyn! — Du weißt, ich besinne mich nie lange! — Freilich ist das bei Dir eine andere Sache. Mit 40 Jahren, in der Blüthe seiner Kraft, im Schooße des Wohllebens, wirft man sich lieber in die schwellenden Arme eines blühenden Engels, als in die eisernen der unerbittlichen Justiz. Darum dächte ich, Du beherzigtest das vulgäre, aber darum nicht minder gute Sprichwort: »Leben und leben lassen!« Denn ohne meine rasende Leidenschaft, ohne meinen unüberlegten Leichtsinn, ohne mein glühendes Temperament, wärst Du nie in den Besitz des ungeheuren

Vermögens gekommen, das sich unter Deinen Fingern, wo selbst Blei zu Gold wird, mit jedem Tage noch vermehrt. Ha, bei Gott! wenn ich recht darüber nachdenken wollte, so müßte ich mich über meine ungeheure Bescheidenheit wundern. 2000 Louis! — Nein, nein, ich bin zu bescheiden. Diese Tugend hast Du noch nie an mir bewundert? Gelt? O! der Spitzbube ist im Stande, und lacht mich aus, denn wäre ich nur im geringsten interessirt, so könnte ich, ohne zu erröthen, Ansprüche auf die Hälfte seines Vermögens machen.

Narbonne.

Deine Forderungen haben mehr als einmal bewiesen, daß Dir diese Ansicht nicht neu ist. Du nahmst meine Cassa so oft und so zwanglos in Anspruch, als wäre ich nur Dein Verwalter.

St. Pierre.

Ach pah, Kleinigkeiten! daß Du einigemal meine Schulden bezahltest, mich aus Kingsbench und Saint Pelagie befreitest? — Ist das der Rede werth? Heute verlange ich freilich etwas. Aber bedenke, daß wir auch für immer miteinander abrechnen. Sind die Anker einmal gelichtet, so hast Du mich wohl zum Letztenmale gesehen.

Narbonne.

Wenn ich mich darauf verlassen könnte?

St. Pierre.

In die alte Welt kehre ich nicht wieder, und in der neuen, wo ich natürlich meinen Namen wechsle, wirst Du Dich doch sicher genug vor mir halten? Drum ohne Umstände, Bruder, zahle die 2000 Louis, und Du bist mich los für das ganze übrige Leben.

Narbonne.

(mit einem Seufzer.

Nun — unter der Bedingung, daß Du mich in Zukunft verschonst. —

St. Pierre.

Auf Edelmanns Parole! — Du weißt, diese breche ich nie.

Narbonne.

Davon bin ich überzeugt.

St. Pierre.

Also —

Narbonne.

Ja, aber noch einmal, ich besitze nicht so viel baar —

St. Pierre.

Ein Wechsel für das andere genügt.

Narbonne.

Auf ein hiesiges Haus darf ich ihn nicht ausstellen, — das schadete meinem Credite. Ich gebe Dir einen Creditbrief auf meine eigenen Etablissements in Saint Louis.

St. Pierre.

Das ist der kürzeste Weg.

Narbonne.

So warte einen Augenblick. Gleich bringe ich Dir Geld und Papiere. (er geht in das Kabinet, ohne die Thüre zuzumachen.)

St. Pierre.

St. Pierre, Du warst wieder zu gutmüthig, zu offenherzig und einfältig! Du rücktest zu schnell mit der Wahrheit heraus. Man sollte immer viel fordern; hättest Du gleich mehr gefordert, er hätte auch mehr gegeben, wenig erhält man noch zeitig genug. (er erblickt den Schmuck auf dem Tische.) Teufel! was blitzt da? Herrliche Steine! Ein vollständiger Schmuck? hm! das wäre so was! Das Wasser

läuft mir im Munde zusammen, bei dem reinen Wasser dieser Brillanten! — Das wäre so was! leicht zu transportiren, überall gut zu veräußern! Es zieht mich hin! Ha, ha, ha! Die Finger weg, Spaßvogel! — Es wäre doch gar zu malhonett für einen Edelmann, den Freund in seiner Gegenwart zu bestehlen. — Nein, einschieben darf ich ihn jetzt nicht. Er müßte ja vernagelt seyn, wenn er das nicht merkte. Niemand war im Zimmer, als ich. Er wüßte ja auf der Stelle, wer ihn hätte. (man hört Geld klingen im Kabinette; er schrickt zusammen.) Magischer Ton! — Sieh! — Sieh! Sieh! — er verschließt seine Kasse. Also da — da liegt Moses und die Propheten begraben? ha, ha, ha! — Wenn die alten Herrn nur nicht schimmlich werden! ha, ha, ha!

Narbonne.

(kommt zurück, und bringt Geld-Rollen, eine Börse und Papiere.)

Hier, St. Pierre, hast Du, was Du verlangtest, und was ich Dir geben kann. (er verschließt das Kabinet, während dieser die Papiere durchsieht, Rollen und Papiere einsteckt.) Ich denke, Du wirst zufrieden seyn. Aber noch einmal: halte Wort!

St. Pierre.

Meine Hand darauf. Wort und Schwur! — freiwillig erscheine ich nicht mehr vor Deinen Augen. Es wäre denn, daß Du es selber wolltest? Ha, ha, ha! dann —

Narbonne.

Davor sey unbesorgt.

St. Pierre.

Nun — so lebe wohl! Ich habe nicht nöthig zu sagen: auf Wiedersehen!

Narbonne.

Nein, nein! Ich danke wahrhaftig für die Ehre.

St. Pierre.

Recht so, bleibe consequent. (er geht durch die Glasthüre.) Auf Nimmerwiedersehen! Wenn es unsere Bestimmung nicht anders fügt. (ab.)

Siebenter Auftritt.

Narbonne (allein.)

(sieht dem Verschwindenden nach.)

Jetzt öffnet er das Pförtchen! — Er ist über der Schwelle, — ich bin von ihm befreit. (ein Seufzer erleichtert seine Brust.) Es ging besser als ich dachte! Das Glück ist mir treu. Nach seiner alten gewohnten Art befreit es mich unvermuthet von dem einzigen Zeugen, den ich zu fürchten hatte. Sein eigenes Schicksal spielt eine bedeutende Rolle zu meinen Gunsten, seine Fehler und Ruchlosigkeiten erlösen mich von ihm, er ist so gut als gestorben — und mit der nächsten Morgenröthe ist der schwerste Stein von meiner Brust gewälzt! Endlich darf auch ich an der glänzenden Tafel dieses Lebens schwelgen, ohne Furcht, daß der Harpyen beschmutzender Flügelschlag sie besudelte! Der leichte Pulsschlag der Glücklichen bewegt mein Blut, und die Heiterkeit, welche ich seit vielen Jahren erkünstelte, hebt mir die lang beengte Brust. Darum fort! fort in den feinen Zirkel, in den glänzenden Salon (er nimmt den Hut und die Handschuhe.) zum erstenmal ein vollständiges Glück zu genießen! (er nimmt das Bouquet, welches er aus dem Garten brachte.) Kommt, ihr glänzenden Kinder des Frühlings, duftend wie meine heitern Gedanken! Heute sollt ihr noch den Busen derjenigen schmücken, die

schöner blüht als ihr, aber Morgen verdrängt Euch der glänzende Schmuck mit seiner soliden Pracht, wie der leicht verwelkliche Farbenschmelz meines bisherigen Glückes verschwindet, und der unerschütterlichen Basis meiner glänzenden Zukunft weicht. (er geht durch die Glasthüre, welche er von außen schließt, ab.)

Achter Auftritt.

Thierry, dann Saint Foix.

Thierry.

(kommt mit Lichtern.)

Entschuldigen Sie, wenn ich — Nun? — (er geht an das Kabinet, das er verschlossen findet.) Da hätte ich es füglich sparen können, die Lichter zu bringen. (er geht an die Glasthüre) Ach, sie ist geschlossen!

St. Foix.

(tritt ein.)

So allein hier, Vater Thierry? Ich glaubte Herrn von Narbonne zu treffen, den ich nicht mehr auf seinem Zimmer fand.

Thierry.

Er muß noch vor Kurzem da gewesen seyn.

St. Foix.

Er sendete mich mit Musikalien zu Fräulein Victoire von Pontis. Der Portier sagte mir, er habe das Hôtel noch nicht verlassen.

Thierry.

Allerdings, weder mit der Equipage noch durch das große Thor, aber wir haben ja auch andere Wege.

St. Foix.

Durch den Garten zum Beispiel.

Thierry.

Ich denke, daß er diesen wählte, denn die Glasthüre ist verschlossen, und ein Bouquet, das er selbst pflückte, seh' ich auch nicht mehr auf dem Tische.

St. Foix.

Das er selbst pflückte?

Thierry.

Ich wunderte mich auch, daß man den Gärtner nicht rief. Aber so sind die Verliebten. Eifersüchtig auf alles. Selbst die Blumen, mit welchen sie ihren Götzen zieren, soll keine fremde Hand berührt haben.

St. Foix.

(mit einem Seufzer.)

Ach ja, das ist natürlich!

Thierry.

Nicht wahr? — Er blieb lange allein. Wahrscheinlich brachte er ein paar zärtliche Zeilen zu Papier, ein paar schmeichelhafte Verse, die er Heute mit dem Bouquet überreicht, um Morgen desto sicherer zu überraschen. Sie kennen ihn ja! Er wird den Glauben erregen wollen, das sei alles, und dann sendet er unvermuthet das glänzende Geburtstagsgeschenk.

St. Foix.

Er versteht es nicht allein, zu geben, sondern durch die Art, wie er gibt, den Werth des Geschenkes noch zu erhöhen.

Thierry.

Und Sie werden wie gewöhnlich der Ueberbringer des-

selben seyn; damit der Strahl des Vergnügens aus den Augen der schönen Victoire seinen Liebling treffe, und ihm die künftige Gebieterin dieses Hauses schon im Voraus geneigt mache.

St. Foix.

Das muß allerdings seine Absicht seyn, denn sonst wäre es unbegreiflich, warum er mich bei allen ähnlichen Gelegenheiten zu seinem Boten wählt.

Thierry.

Und die morgende Gabe wird besonders Wohlgefallen erregen.

St. Foix.

Wissen Sie schon, in was sie besteht?

Thierry.

(führt ihn an den Tisch, und zeigt ihm den Schmuck.)

Da sehen Sie selbst.

St. Foix.

Himmel, welch ein glänzender Schmuck!

Thierry.

Dreißigtausend Livres unter Brüdern werth, wie Meister Jaques versicherte, der ihn diesen Abend brachte. Nur um dieses Kreuzchen am Collier neu hinzuzufügen, und einige Anordnungen zu machen, und ein kostbares Etui zu verfertigen, erhielt er in meiner Gegenwart 5000 Livres.

St. Foix.

Er ist lso nicht neu?

Thierry.

Er ist ein Erbstück. Es sind die Familienbrillanten, welche schon die Mutter des gnädigen Herrn trug, und die sein Bruder Pierre, für seine schöne Gemahlin Pauline, durch Meister Jaques neu fassen ließ. Sie trug ihn nur ein paarmal, als der Majoratsherr ermordet, und die unglückliche Frau als

Theilnehmerin an dieser Gräuelthat beschuldigt, zum Tode verurtheilt wurde.

St. Foix.

Sie waren damals schon im Hause?

Thierry.

Allerdings, schon dreißig Jahre.

St. Foix.

Ich hörte immer nur dunkle Andeutungen über diesen außerordentlichen Vorfall, und glaubte mich nicht berechtigt nach Familienverhältnissen zu forschen. Jetzt ist es anders. Ich darf in der Stellung, die mir der gnädige Herr selbst angewiesen, ohne verdammliche Neugierde, darnach fragen. Mir schien es jedoch, es sey dem Herrn von Narbonne unangenehm, davon zu sprechen, und sprechen zu hören. Von den Dienern dieses Hauses hielt ich nie einen meiner Vertraulichkeit würdig, auch denke ich, die gegenwärtigen waren damals noch nicht in Diensten.

Thierry.

Niemand, außer mir und Madelon ist noch aus jener Periode im Hause. Als der gnädige Herr von seiner weiten Reise wiederkehrte, und das Majorat als alleiniger Erbe übernahm, verabschiedete er alle Andere, weil er empört über die Nachlässigkeit war, die sie sich bei dem Brande des Hauses zu Schulden kommen ließen, bei welchem die Kinder seines Bruders verloren giengen.

St. Foix.

Sie würden mich demnach verbinden, wenn Sie mir die nähern Umstände jener furchtbaren Catastrophe mittheilen wollten.

Thierry.

Das kann geschehen. — Mitten in der Nacht wurde die

Klingel sehr stark gezogen. Ich sprang vom Lager, warf mich rasch in die Kleider, und eilte nach den Appartements der Herrschaft; denn die Kinder hatten seit mehreren Tagen die Blattern, und ich vermuthete, daß der Doctor oder Arznei geholt werden sollte. Auf dem Corridor fand ich Madelon und Julie zitternd vor Angst. In der Kinderstube, wo sie wachten, hatten sie einen schweren Fall gehört. Sie giengen nach dem Schlafzimmer der Frau von Narbonne, das sie leer fanden, und meinten, diese mußte, selbst erschreckt, zu ihrem Gemahle geeilt seyn, der seit einigen Tagen, wegen der Unruhe, welche die kranken Kinder verursachten, in diesem Kabinette schlief.

St. Foix.

Hier, in diesem Kabinet?

Thierry.

Das von jeher das Arbeitszimmer des alten Herrn war, wozu es auch seine Söhne benützten. Wir giengen nun alle drei nach dem Salon. Als wir die Thüre öffneten lag Frau von Narbonne auf der Erde, im leichten weißen Nachtgewande. Weit von ihr weggeschleudert, brannte noch das Licht am Boden fort. Die Glasthüre stand offen, der Wind blies herein! — Wir richteten die Ohnmächtige auf, setzten sie in einen Sessel und wendeten alle Mittel an, sie schnell zum Leben zu bringen. Sie erwachte, und mit einem unartikulirten Schrei, wie ihn nur die höchste Verzweiflung erpreßt, sprang sie auf und riß uns mit gewaltiger Kraft hin nach dem Kabinette. — Welch ein Anblick erwartete uns! Herr Pierre von Narbonne schwamm in seinem Blute, das aus tiefen Wunden quoll!

St. Foix.

Gerechter Himmel!

Thierry.

Die beiden Mädchen schrieen entsetzt auf, und eilten heulend davon — ich riß an allen Glocken, das ganze Haus eilte bestürzt und betäubt herbei, und stand bald erstarrt am Lager des Gemordeten. Endlich gewann ich so viel Besinnung, nach den Aerzten zu schicken.

St. Foix.

Was war ihr Ausspruch?

Thierry.

Alle Hülfe kam zu spät, die Wunden waren alle tödtlich und die Verblutung machte jeden Versuch der Wiederbelebung vergeblich.

St. Foix.

Was that Frau von Narbonne?

Thierry.

Sie saß in völliger Atonie dem Bette gegenüber, und schien in eine leblose Statue des Schmerzes verwandelt, bis die Gerichte eintraten, welche der Lärm herbeigerufen hatte, der sich schnell durch ganz Nantes verbreitete. Die Mädchen stürzten mit aufgelösten Haaren durch die Straßen, und schrieen »Mord«, daß alle Schläfer aus dem Bette fuhren. Die Bestürzung war allgemein, denn Herr Pierre wurde sehr geliebt.

St. Foix.

Ich hörte es öfter erzählen.

Thierry.

Er verdiente es aber auch. So gut, so freundlich, so redlich und tugendhaft, wie unser Herr Louis von Narbonne, erbte er alle Verehrung und Liebe mit Recht, die man schon seinen wackren Eltern zollte.

St. Foix.

Begann die Untersuchung des Gerichts auf der Stelle?

Thierry.

Wir wurden alle verhört, und sagten, was wir wußten. Da wendete sich Herr von Pontis, der Baillif, auch an Frau von Narbonne, und fragte, wie sie nach dem Zimmer ihres Gemahls gekommen, und ihre kranken Kinder habe verlassen können? — Sie antwortete: eine unerklärliche Ahnung, ein dunkles Etwas habe ihr weder Ruhe noch Schlaf gelassen. Endlich, nicht mehr Herr dieser seltsamen Furcht, sey sie nach dem Kabinet geeilt, in welchem sie ihren Gemahl in seinem Blute fand. Sie habe schreien wollen, ohne es vor Entsetzen zu vermögen, und sey ohnmächtig niedergestürzt, ehe sie die Thüre habe erreichen oder die Klingel ziehen können.

St. Foix.

Das scheint auch sehr wahrscheinlich.

Thierry.

Niemand schien daran zu zweifeln, außer dem Herrn Pontis, dieser befahl zu untersuchen, ob vielleicht ein Raub versucht wurde, ein Raub statt fand und der Mord damit in Verbindung stände. Man sah allenthalben nach, nichts war entwendet, alles stand und lag an der alten Stelle. Das Bureau wie die Cassa des gnädigen Herrn waren unversehrt. Der Schmuck der gnädigen Frau stand daneben, derselbe, den Sie hier vor sich sehen. Ein Dieb konnte es nicht gewesen seyn! Ebensowenig war die That als Selbstmord zu betrachten. Was konnte einen Mann wie Herrn Pierre von Narbonne, in den glänzendsten Umständen, im Besitze der liebenswürdigsten Gemahlin, der reizendsten Kinder, im Schooße des Glücks, im Genuß aller häuslichen Freuden, dazu verleiten? Auch erklärten die Aerzte, die Wunden seien

mit einem Messer oder Dolche geschlagen, und im Kabinette fand sich weder ein solches, noch ein anderes Mordinstrument. Nicht einmal ein Degen war zu bemerken.

St. Foix.

Also mußte doch jedenfalls der Mörder entflohen seyn?

Thierry.

Das führte natürlich zu weitern Nachforschungen. Die Mädchen errinnerten sich, das Klirren der Scheiben gehört zu haben, und man besah die noch offene Glasthüre; Spuren von Blut klebten an der Klinke, und zugleich zeigten sich Tritte eines Mannes im Garten, die von dem kleinen Pförtchen ins Haus, und wieder zurück führten.

St. Foix.

Da hatte man ja die Spur.

Thierry.

Bis zu jenem Punkt, aber nicht weiter. Der Lärm, welcher alles mit Entsetzen erfüllte, hatte eine Menge Neugieriger herbeigezogen. Die Gerichtsdiener hatten zwar alle Ein- und Ausgänge des Hauses sogleich besetzt, aber hindern konnten sie nicht, daß viele Tausende dasselbe in Gruppen umstanden, und sich die abentheuerlichsten Vermuthungen mittheilten. Unter dem Hin- und Herwogen dieser Massen ging jede weitere Spur unter.

St. Foix.

Das war Schade.

Thierry.

Herr von Pontis kam von dieser vergeblichen Untersuchung zurück, und blieb plötzlich vor Frau von Narbonne stehen, die er bedenklich betrachtete. Dann fragte er rasch: ob sie den Ermordeten berührte — ob sie ihm Beistand und Hülfe leistete — ob er vielleicht sterbend in den letzten Zuck-

ungen, die Hand nach ihr ausstreckte, oder gar sie umfaßt hätte? Sie verneinte alles dieß vor Zeugen. — Nun, »sprach der strenge Baillif,« so mag Sie derjenige berührt haben, der durch den Garten floh, der die Spuren seiner Gegenwart an der Thüre, wie an diesem Kleide zurückließ, — der Ihren Gemahl wahrscheinlich mit Ihrem Wissen, in Ihrem Beiseyn, vielleicht mit Ihrer Hülfe, ermordete.

St. Foix.

Ich erstaune!

Thierry.

Was wir bisher nicht bemerkten, zeigte sich unsern überraschten Blicken. Eine blutige Hand hatte sich vollkommen auf dem weißen Kleide abgedrückt. Man unterschied die Finger, welche die Taille der schönen Frau umfaßten, und sogar einen Ring an denselben.

St. Foix.

Wer hätte das gedacht?

Thierry.

Es ist der Ehering des Herrn von Narbonne, wandten Mehrere ein, die zugegen waren. Aber Herr von Pontis verglich die Hand des Todten ruhig und kaltblütig mit der abgezeichneten, und that den Ausspruch: »Er trägt seinen Trauring wie jeder Ehemann an der rechten Hand. Dies war aber die Linke, wie es sich deutlich zeigt. Uebrigens muß der Mörder den vornehmen Ständen angehören; denn die schmalen Finger beweisen eine feine Hand, durch keine Mühe oder Arbeit verunstaltet.«

St. Foix.

Welcher penetrante Scharfsinn!

Thierry.

Frau von Narbonne wurde sogleich in Verwahrung gebracht, und der merkwürdigste Prozeß begann, der jemals die Aufmerksamkeit von ganz Frankreich in Anspruch nahm. Die ruhigeren Aussagen der beiden Mädchen, Julie und Madelon, vermehrten noch die Gründe des Verdachtes. Sie erklärten, daß Frau von Narbonne mit Eigensinn darauf bestand, Ihren Gemahl in dieses Kabinet zu betten, obwohl er wiederholt versicherte, die Unruhe seiner geliebten Kinder störe ihn nicht, daß sie an jenem Abende besonders aufgeregt und unstät gewesen, daß sie sich früher als gewöhnlich in ihr Gemach begeben und niedergelegt hätte, doch bald wieder aufgestanden seyn müßte, weil sie bemerkten, daß sie in demselben auf- und niederschritt, bald ein Fenster öffnete, das nach dem Garten gieng, bald wieder schloß, und endlich auf den Zehen durch die geheime Thüre nach dem Zimmer ihres Gemahls schlich.

St. Foix.

Was entschied das Gericht?

Thierry.

Sie wurde überwiesen, Theil an dem Morde ihres Gatten zu haben, und zum Tode verurtheilt. Da sie aber an die Gnade des Königs appellirte, entschied dieser: das Urtheil solle suspendirt bleiben weil das persönliche Eingeständniß fehlte, bis man den Theilhaber der Mordthat entdeckte und speciellere Aufklärungen vorhanden wären. Der Chef der Polizei, d'Argenson, versprach, ihn zu liefern.

St. Foix.

Allein die Untrüglichkeit seiner renommirten Allwissenheit bewährte sich noch nicht.

Thierry.

Bis jetzt erwartete man ihre Resultate vergebens. Das Urtheil blieb unvollzogen, aber der Himmel achtete nicht auf die Suspension eines Königs von Frankreich, Frau von Narbonne starb bald im Gefängnisse vor Kummer, Schmerz und Thränen, — wie man sagte, vor Sehnsucht nach ihren Kindern.

St. Foix.

O die armen Geschöpfe! — Wie unglücklich wurden sie, ohne ihr Verschulden. Verwaist, vater- und mutterlos in so zartem Alter.

Thierry.

Sie litten nicht lange! — Herr Louis von Narbonne, der einzige Verwandte, wurde zu ihrem Vormunde ernannt, aber so lange seine Schwägerin noch lebte, kam er nicht von seiner Reise zurück. Herr von Pontis verwaltete die Einkünfte, und ich, als ältester Diener — das Haus, indessen wir ihn täglich erwarteten. Nach ihrem Tode kam endlich die Nachricht, er sey auf der Heimreise begriffen, und ich wurde ihm nach Paris entgegengesendet, mit einer bedeutenden Summe. Jasmin, Juliens Verlobter, erhielt die Aufsicht während meiner Abwesenheit, und ich reiste ab. Als ich mit Herrn Louis wieder kam, fanden wir das Hôtel in Asche. Das Feuer, in der Nacht ausgebrochen, griff so schnell um sich, daß nur dieser eine Flügel des Hauses gerettet wurde. Die großen Speicher und Waarenlager, die es umgeben, setzten die ganze Stadt in Gefahr, und man bemühte sich mehr, das Eigenthum, als die Bedrängten, zu retten. Jasmin, Julie und die beiden Kinder wurden vermißt. Kaum die Knochen fand man mehr unter dem Schutte, so hatte die Flamme gewüthet. Madelon, die treue Seele, damals noch sehr jung,

nahm sich den Vorfall so zu Herzen, daß man sagen kann, sie hatte seitdem keine heitere Stunde mehr.

St. Foix.

Was konnte sie so tief betrüben? Hatte sie sich einer Nachläßigkeit, eines Versehens anzuklagen?

Thierry.

Sie nahm es so. Jasmin und Julie hatten sie überredet, wie sie sagte, meine Abwesenheit zu benützen, und ihre Verwandten auf dem Dorfe zu besuchen, vermuthlich um ungestört und unbeachtet zu bleiben. In derselben Nacht, die sie außer dem Hause zugebracht, verschlang die Flamme die Kinder, welche sie wie eine Mutter liebte.

St. Foix.

Arme Waisen! — ja wer seine Eltern verliert, ist der Aermste auf der Welt! —

Thierry.

Herr von Narbonne blieb nun einziger rechtmäßiger Erbe. Er schlug die Untersuchung gegen die Dienerschaft großmüthig nieder, und entließ sie nur zur Strafe aus seinen Diensten. Wozu hätte der Prozeß auch führen sollen? Die Kinder des Hauses waren ja doch verloren.

St. Foix.

Ja wohl, verloren! — Ein dunkles Schicksal ruht auf dieser Familie. — Eine unsichtbare Hand scheint bei ihrem Verderben geschäftig mitzuwirken! Sonderbar! — Mich ergreift ein eigenes Grauen bey der Schilderung dieser gräßlichen Ereignisse, als wäre ich selbst dabei betheiligt.

Thierry.

Sie sind dem Hause durch Dankbarkeit verwandt, wenn auch nicht durch die Bande des Blutes.

St. Foix.

Nein, nein, ich fühle mehr als Theilnahme, selbst mehr als Verwandte empfinden! Mir ist es so schauerlich dabei — als — wie soll ich sagen? als wäre ich selbst ein Sprosse dieses Hauses.

Thierry.

Ihr eigenes Schicksal mag einige Aehnlichkeit damit haben.

St. Foix.

Das glaube ich, obgleich ich es nicht bestimmt sagen kann. Ich kenne den Ursprung meiner Tage nicht, noch das Loos meiner ersten Kinderjahre, aber ich ahne, daß es Aehnlichkeit mit dem der unglücklichen Sprossen des Pierre Narbonne hatte. Mit Macht sucht die Erinnerung sich Bahn zu brechen, durch die Dämmerung des unentwickelten Kindessinnes. Wie dunkle Wolken regt und wimmelt es vor dem Spiegel meiner Seele. Auch mir kommt es vor, als hätten mich in einer dunkeln Nacht die knisternden Flammen umlodert, als hätte mich eine kräftige Hand durch Feuer, Dampf und Rauch aus den Trümmern eines Hauses gerissen, das hinter mir in Asche sank! — Es ist sonderbar! —

Thierry.

Auch Herr Louis schien seltsam von diesem traurigen Loose ergriffen. Er lebte seitdem still und eingezogen, man könnte sagen abgeschieden von seiner Vaterstadt. Wohlthaten und gute Werke bezeichneten fast allein noch sein Dasein, bis Sie in das Haus kamen und seine Neigung sich einem bestimmten Gegenstande zuwenden konnte. Niemand glaubte, daß er je den Entschluß fassen würde, sich zu vermählen. Deshalb gab man gar verschiedenen Vermuthungen Raum, aber Niemand errieth den wahren Grund.

St. Foix.

Außer Ihnen, dem jeder Pulsschlag bekannt ist, der das Leben dieser Familie in Bewegung setzte.

Thierry.

Je nun, — ich habe auch nur meine Vermuthungen, aber sie haben doch die Wahrscheinlichkeit für sich. — Sehen Sie — er liebte seinen Bruder, man wird wenig zärtlichere Geschwister finden. Beide hatten einen Freund, den Chevalier Gujon de Saint Pierre, der mit Fräulein Pauline von Rossanges verlobt war. Eine Ehrensache nöthigte ihn, Frankreich zu verlassen. Er floh nach London, gerieth in ausschweifende Gesellschaften und verspielte und verschlemmte sein ganzes Vermögen. Die tugendhafte Pauline entsagte ihrem unwürdigen Bräutigam, und als Herr Louis aus jener Hauptstadt wieder kam, wo ihn Geschäfte des Hauses eine Zeit lang fesselten, und diese traurigen Nachrichten bestätigte, besuchte er das Fräulein verschiedene male, und führte auch endlich seinen Bruder bei deren Eltern ein. Nach wenig Wochen war sie die Verlobte des Majorats-Herren, und der jüngere Sohn verlor von diesem Augenblicke an alle Heiterkeit. Er ging sinnend und traurig umher, und einige Tage nach der Hochzeit des Herrn Pierre reisete er weg, und durchzog die Welt.

St. Foix.

Und daraus folgern Sie —

Thierry.

Daß er die schöne Pauline liebte, ehe sein Bruder um sie warb, und daß er seine Heimath verließ, um das Glück seines Bruders auch mit keinem verwegenen Wunsch zu stören.

St. Foix.

Bei Gott, Sie mögen Recht haben, ja, ja! Meister Thi-

erry, Sie haben ihn errathen und durchschaut. Viele würden Sie nicht verstehen, aber ich, ich ahne es, daß solche Gefühle in dem Busen dieses Mannes schlummern.

Thierry.

Da Sie einmal denselben Weg mit meiner Idee einschlugen, so müssen Sie ihr schon auch weiter folgen. Fräulein Victoire von Pontis besitzt eine auffallende Aehnlichkeit mit seiner Schwägerin. Er sieht sie, und nachdem er zehn Jahre lang jeden Gedanken an eine Vermählung aufgegeben zu haben schien, wirbt er plötzlich um sie, zu Jedermanns Erstaunen. Damit ja nichts fehle, schmückt er sie mit dem Geschmeide, das jene einst trug, um die Täuschung seiner Sinne zu vervollständigen. So schwelgt er in der Gegenwart, wie in der Vergangenheit, und liebt die verlorne in der neugefundenen Braut.

St. Foix.

Und diese Liebe, dieses Glück zu stören, wäre ein Verbrechen. Ach wie so theuer ist diese Täuschung erkauft! wie wohlverdient dieser Balsam für die Wunde seines Herzens! Ich danke Ihnen, Vater Thierry. Ohne es zu wollen und zu ahnen, haben Sie meinen streitenden Empfindungen genügt, und mir den Weg gezeigt, den ich wandeln soll und muß. — Später verstehen Sie mich — jetzt noch nicht. — Es wäre mir selbst nicht lieb; aber dann schenken Sie mir wohl eine Thräne wenn mich auch Alles verdammt. — Alles? — Außer Herr von Narbonne, mein Pflegevater, dem meine Handlung wohl unerwartet, aber nicht unerklärlich seyn wird. — Und nun gute Nacht, alter Vater! — (er schüttelt ihm die Hand.) Ich bin entschlossen, — und finde wohl heute Ruhe auf meinem Lager, das der Schlaf so lange floh. (er eilt hinaus.)

Thierry.

(sieht ihm nach.)

Wunderliches Treiben! — Seltsame Worte! — Aus diesem Betragen werde klug wer will. So alt ich bin ist mir dieser Jüngling doch noch immer ein Räthsel! — Wann werde ich den Schlüssel dazu finden? (Er macht das Etui zu, nimmt die Lichter, und geht durch die Mitte ab. Man hört, wie er noch die Thüre von außen schließt.)

(Der Vorhang fällt langsam.)

Ende des ersten Aufzugs.

Zweiter Aufzug.

Ein prachtvolles Zimmer im Hause des Herrn von Narbonne. Schreibgeräthe auf dem Tische.

Erster Auftritt.

Narbonne. Madelon.

Narbonne.

Also glücklich wiedergekehrt?

Madelon.

Wie man es nimmt.

Narbonne.

Sie sind doch wohl, wie ich sehe?

Madelon.

O ja, wie Sie sehen.

Narbonne.

Und scheinen sonst keine Ursache zur Klage zu haben.

Madelon.

Das scheint Ihnen so. Sie sehen mit den Augen des Glücklichen, dem nur goldne Wolken am Horizonte seines Lebens glänzen.

Narbonne.

Ich bin zufrieden, ich läugne es nicht. Zufriedener als je, denn alles geht mir nach Wunsch. Was ich nie hoffte, hat sich erreignet, und das Glück, das mich nie verließ, hat mir seine besten Gaben zum Brautgeschenke gegeben. Sicherheit des Besitzes, und Ruhe des Gemüthes. Jetzt stehe ich fest, und darf die faltenlose Stirne des Günstlings der Fortuna ohne Scheu erheben. Voll Zuversicht, darf ich nun das Glück eines zweiten Wesens an mein festgegründetes Schicksal knüpfen, und der Liebe langentbehrte Seligkeit an der Seite des lieblichen Engels genießen.

Madelon.

Mißtrauen Sie dem blendenden Scheine! Man sagt, den Schiffer schrecke die Windstille mehr, als der Wogen Bewegung. Folgen Sie seinem Beispiele, ehe Sie Anker geworfen im sichern Hafen.

Narbonne.

Ich habe geschwankt, gezittert und gefürchtet. Zehn Jahre freiwilliger Einsamkeit in der schönsten Blüthe des Lebens, mit allen Mitteln und Ansprüchen auf seinem Vollgenuß ausgerüstet, — zehn Jahre strenger Entsagung haben des Schicksals neidische Dämonen versöhnt.

Madelon.

Sie ruhen nie. Sie schlafen nie. Sie scheinen nur zu schlummern. Geschäftig helfen sie dem Uebermüthigen sein schimmerndes Prachtgebäude errichten, und führen ihn schlafwandelnd, mit wunderbarer Sicherheit, auf den schwindelnden Gipfel der höchsten Firste! Mitten im Traum seiner unwandelbaren Erhabenheit lassen sie ihn stehen. Die trockene Wirklichkeit, die ewige Feindin aller Schwärmerei, ruft ihn beim Namen, er erwacht — er schwindelt, der Fuß

gleitet aus, und er stürzt zerschmettert in die Tiefe des Verderbens.

Narbonne.

Sie bringen einen düstern Sinn von ihrer Wallfahrt heim.

Madelon.

Mich ängstigt Ihres Glückes Uebermaaß.

Narbonne.

Ich glaubte, Sie heiterer wieder zu sehen.

Madelon.

Ich gieng in der Hoffnung, Trost für meine Unruhe bei dem Gnadenbilde zu finden.

Narbonne.

Doch wie es scheint, erfüllte sie sich nicht.

Madelon.

Aermer, als ich gieng, kehre ich wieder!

Narbonne.

Unsere liebe Frau von Noirmoutiers hat also nicht Balsam für alle Wunden?

Madelon.

Nirgends fließt Balsam für ein wundes Gewissen, und des Bewußtseyns Qualen enden nur, wenn man ein begangenes Unrecht gut gemacht hat.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Thierry.

Thierry.

Herr von Pontis wird sogleich erscheinen mit den Herren des Gerichts.

Madelon.

(erschrickt.)

Was ist vorgefallen?

Narbonne.

Ein Schmuck von Werth wurde mir entwendet, den ich zum Namenstags-Geschenk für meine Braut bestimmt hatte.

Madelon.

Wann?

Thierry.

Diese Nacht.

Narbonne.

Heute früh — genau ist es eben noch nicht zu bestimmen.

Thierry.

Deshalb will der Herr Baillif an Ort und Stelle die nöthigen Nachforschungen anstellen.

Madelon.

Hier im Hause?

Narbonne.

Allerdings, wo der Diebstahl geschah. Ist St. Foix noch nicht zurück?

Thierry.

Ich will nachsehen.

Narbonne.

Weiß man nicht, wo er hin ist?

Thierry.

François will ihm an der Loire begegnet seyn, als er diesen Morgen die Nachricht brachte, daß unser Schiff, die Talione, die Anker lichtete. (geht ab.)

Madelon.

Warum rufen Sie die Gerichte in Ihr Haus?

Narbonne.

Um mein Eigenthum wieder zu erhalten.

Madelon.

Lassen Sie die Gerichte ruhen. Wecken Sie sie nicht, und nehmen Sie das kleine Unglück willig hin.

Narbonne.

Ein kleines Unglück? — dem Teufel auch! Ein Schmuck ist keine Kleinigkeit.

Madelon.

Es ist ein kleines Unglück. Nehmen Sie es hin, als eine Buße. Schon lange hat mich die ununterbrochene Dauer ihres Wohlstandes bekümmert. Eifersüchtig sind des Glückes launische Mächte, und verlangen ein Opfer zur Sühne. Gebt das Kleine hin, damit Ihr des Größern gewiß seyd.

Narbonne.

Das war der alten Heidenvölker dunkler Aberglauben. Soll ich das Mährchen des Polykrates erneuern? — Einen Ring in die Fluthen werfen? — Einen Ring, das ginge noch an, aber einen ganzen Schmuck zu opfern? Nein, solche poetische Schwärmereien wären zu kostspielig.

Madelon.

War das Geschmeide neu?

Narbonne.

Es waren die Familien-Kleinodien.

Madelon.

Aus der Verlassenschaft Ihrer Eltern?

Narbonne.

Und meines Bruders.

Madelon.

Die einst die Frau von Narbonne trug?

Narbonne.

Und die ich von Meister Jaques ergänzen ließ.

Madelon.

Hu! mir graute immer, wenn ich den Schmuck ansah.

Narbonne.

Er ist von hohem Werthe.

Madelon.

Damit wollten sie Ihre Braut beschenken?

Narbonne.

Ich wollte Sie damit glänzen sehen.

Madelon.

Welcher Uebermuth! Seyn Sie froh, daß er fort ist, daß Sie das Schicksal selbst vor einen Frevel bewahrte. Spüren Sie nicht nach. Lassen Sie die Gerichte ruhen.

Narbonne.

Ich will aber mein Recht verfolgen.

Madelon.

(seufzt.)

Ihr Recht? (mit einem bedeutenden Blicke) Auf diese Brillanten?

Narbonne.

Wer zweifelt daran?

Madelon.

(gezogen.)

— Niemand!

Narbonne.

Es wird auch Niemand einfallen! sie sind mein nach Recht und Gesetz, und ich biete alles auf, sie wieder zu erhalten. Vor den neidischen Göttern des Glückes fürchte ich mich nicht. Sie könnten auch, dächte ich, mit dem Verdrusse zufrieden seyn, den mir der Verlust in diesem Augenblicke verursachte. Ich hatte mich so auf die Ueberraschung gefreut, die ich mit diesem kostbaren Geschenke zu bewirken dachte, und erschrack nicht wenig, als ich sie diesen Morgen verschwunden sah, und es wäre gewiß kindisch, eine so werthvolle Sache ohne alle Nachforschungen verloren zu geben, besonders wenn man eine Spur des Räubers zu haben glaubt.

Madelon.

Auf wen fällt der Verdacht?

Narbonne.

Auf eine alte Zigeunerin, die mehrere Tage um das Haus schlich, und sich sogar bis in mein Zimmer drängte.

Madelon.

Eine Zigeunerin? Was wollte sie? hat man sie nicht gefragt?

Narbonne.

Mir sagte sie, sie suche ein Mädchen, das einst hier wohnte.

Madelon.

Heilige Mutter! — O warum war ich nicht hier? Ich suchte Trost bei Deinem wunderthätigen Bilde, und Du sandtest mir vielleicht die Einzige, die ihn mir ertheilen konnte. Vergieb der Kleinmüthigen, ewige Vermittlerin, und strafe nicht die Zweiflerin an Deiner Wunderkraft. Reumüthig flehe ich um Deine Gnade und Vergebung. O Gott, mein Gott! wie kurzsichtig ist der Mensch! Ach, indem ich eine

fruchtlose Wallfahrt anstellte, um mein Herz zu beruhigen, habe ich die einzige Gelegenheit verfehlt, meines langen Grames los zu werden.

Thierry.

(öffnet die Thüre.)

Herr von Pontis! — (Madelon geht mit Thierry ab.)

Dritter Auftritt.

Narbonne. Herr von Pontis.

Narbonne.

(der ihm entgegengeht.)

Ich bitte einzutreten.

Baillif.

Mein sehr geehrter Herr von Narbonne!

Narbonne.

Ich heiße Sie willkommen.

Baillif.

Nur mit Bedauern trete ich in dieser Angelegenheit über Ihre Schwelle. Ich hoffte, eine freudige Veranlassung sollte die Ursache seyn, aber es scheint, das Schicksal will es nicht anders. Immer noch war es ein Fall von höchster Wichtigkeit und crimineller Bedeutung, der mich in dieses Haus rief.

Narbonne.

Und den Sie mit eigenthümlichem Scharfsinn beleuchteten und entschieden.

Baillif.

Vielleicht ist uns auch diesmal das Glück nicht entgegen. Wenigstens ist es mir lieb, daß Sie mich schnell in Kennt-

niß setzten, denn das rasche Einschreiten der Behörde führt immer zu den glänzendsten Resultaten. Der Verbrecher ist noch von seiner That zu sehr ergriffen und aufgeregt, um auf die besten Mittel zu sinnen. Ist die erste Wallung vorüber, so wird er schon zäher.

Narbonne.

Ich unterwerfe meine Ansichten in allen Fällen Ihrer geprüften Weisheit, aber hierin muß ich Ihnen besonders beypflichten. Was nicht auf frischer That enthüllt wird, bleibt oft ewig unentdeckt, das beweißt besonders die traurige Katastrophe in meiner Familie.

Baillif.

Durch die rasche Instruction an Ort und Stelle entdeckte ich die Spuren des Blutes und den bedeutungsvollen Abdruck der Hand auf dem Nachtgewande der Frau von Narbonne. In mehreren Stunden nachher wäre es nicht mehr möglich gewesen. Sie hätte es bemerkt, das Kleid gewechselt und alle directen Nachforschungen hätten sich nur auf schwache Vermuthungen basirt.

Narbonne.

Der Erfolg zeigt die Richtigkeit dieser Ansicht, dennoch immer ist der Mörder und Helfer nicht entdeckt.

Baillif.

d'Argenson, der Chef der Polizei, versprach ihn zu liefern.

Narbonne.

Aber versprechen ist leichter als halten.

Baillif.

Er hält sein Wort, verlassen Sie sich darauf! Noch ist nichts seinem forschenden Geiste entronnen, und die außerordentlichen Beobachtungen seines Auges gränzen manchmal an das Fabelhafte.

Narbonne.

Zwanzig Jahre sind bald vorüber, seitdem der König das Urtheil suspendirte, weil er die mangelnde Aufklärung zu geben versprach, aber sein Genie hat bis jetzt noch nicht in diesem Sinne gewirkt.

Baillif.

Aller Tage Abend ist noch nicht da! — Geben Sie Acht! Ehe man es vermuthet, läuft ihm der Verbrecher in das Netz, das unbedeutendste Ereigniß, die unvermuthetste Wendung leitet ihn auf die Spur.

Narbonne.
(lauernd).

Vielleicht ist auch die ganze Sache niedergeschlagen, weil Frau von Narbonne sowohl, als die Kinder meines Bruders nicht mehr am Leben sind.

Baillif.

Sie leben ja noch. Es muß Ihnen doch daran gelegen seyn, den Mörder Ihres Bruders bestraft zu sehen, so versöhnlich Ihr Gemüth auch seyn mag.

Narbonne.

Allerdings.

Baillif.

Und wenn auch keine Seele von Ihrer Familie da wäre, die Gerechtigkeit verlangt ihr Opfer. Nie ruhen die Nachforschungen, nie schläft die Nemesis.

Narbonne.
(ein wenig ergriffen, fährt in demselben lauernden Tone fort.)

Daß aber auch nicht die leiseste Vermuthung bisher auf eine Idee führen konnte, wer sich eigentlich mit Paulinen von Rossanges zu dem Morde meines Bruders verband.

Baillif.

Das blieb ein Räthsel. Sie war so tugendhaft, so moralisch rein, so sittlich erhaben in allen ihrem Thun — keinem Menschen wäre eingefallen die Raserei einer sinnlichen Leidenschaft bei ihr zu vermuthen. — Indessen, wer sieht in die Herzen und wer entziffert besonders die Geheimnisse eines weiblichen, das oft gerade das Gegentheil von dem verbirgt, was man zu finden hofft!

Narbonne.

Also auch Sie sind der Meinung, daß es ein heimlicher Geliebter war?

Baillif.

Die Spuren der Hand bewiesen, daß sie ein Mann umfaßte, wie man ein Weib zu umarmen pflegt. Es ist gewiß, daß die Wahl Ihres Bruders nicht die ihres Herzens war, und obgleich sie keine auffallende Antipathie gegen ihren Gemahl verrieth, so weiß man doch, daß sie schon früher liebte.

Narbonne.

Daß sie liebte, ist dadurch nicht bewiesen, daß sie mit Gujon von St. Pierre verlobt war.

Baillif.

Daß sie ihn liebte? — Man kann sagen, sie entsagte dem Verschwender, sie verachtete den entwürdigten Edelmann, sie verabscheute den tief gesunkenen moralisch verlorenen Menschen. Ob sie ihn aber nicht dennoch liebte, wer kann das behaupten? Frauen haben gar eigne Capricen! — Sie heirathete ihren Bruder aus Verdruß und ohne Liebe.

Narbonne.

Sie glauben also, daß die alte nicht ganz zu vertilgende erste Liebe wieder hervorbrach, daß sie ihre Strenge bereute,

und um ganz dem Manne ihrer Neigung anzugehören, das drückende Ehejoch abzuschütteln versucht habe.

Baillif.

Das meine ich, aber ich bin überzeugt, Gujon von St. Pierre war es nicht. Denn selten kehren die Frauen zu dem ersten Geliebten wieder. Sie werfen das abgenutzte Ideal so leicht wie einen abgetragenen Handschuh weg. Auch war er zu jener Zeit in London, wo er sich noch in Folge einer Ehrensache aufhielt, die ihn aus Frankreich vertrieb. Und soviel man gewiß weiß, saß er in dieser Periode als Schuldner in der Kingsbench gefangen.

Narbonne.

Das ist richtig. Ich selber fand ihn noch dort, als ich nach London kam.

Baillif.

Er kann es nicht seyn!

Narbonne.

Wer aber ist es?

Baillif.

Es kommt an den Tag! keine Schandthat bleibt unenthüllt, kein Verbrechen unentdeckt, keine Blutschuld unbestraft! Steine erhalten eher eine Sprache, als ein Mord verschwiegen bleibt.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Thierry, dann der Gerichtsschreiber und der Huissier mit dem Stabe.

Thierry.

(öffnet die Thüre.)

Die Herren vom Gerichte.

Narbonne.

Laßt sie eintreten.

Thierry.

(öffnet, der Secretär uud der Huissier treten ein.)

Secretär.

Wenn es gefällig ist, Herr Baillif, so kann die Instruction beginnen.

Baillif.

Nehmen Sie Platz, und machen Sie den Eingang des Protocolls.

Secretär.

(setzt sich an den Tisch und schreibt.)

Baillif.

(zum Huissier.)

Ist Meister Jaques, der Juwelier, bestellt?

Huissier.

Er wartet bereits im Vorgemach.

Baillif.

Man rufe ihn.

Thierry.

(geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, ohne Thierry, Meister Jaques tritt ein.

Baillif.

Meister Jaques, Sie als Vorstand Ihrer Zunft verpflichte ich hiermit sogleich allen Juwelieren im Geheim Nachricht von dem Diebstahl zu ertheilen, der bei Herrn von Narbonne verübt wurde, und sie im Namen des Königs bei Ihrem Eide aufzufordern, Jeden sogleich festnehmen zu lassen, der das Ganze oder einen Theil desselben zum Verkaufe bietet, zur Reparatur bringt, oder in Versatz irgendwo lassen will. Da Sie ihn selbst verfertigten, so werden Sie die beste Beschreibung davon liefern können.

Jaques.

Ich bin bereit dazu.

Baillif.

(zum Secretär.)

Folgen Sie der Angabe genau.

Jaques.

Der Schmuck besteht in einem Diadem von Rubinen, Smaragden und Brillanten in bunter Fassung, in der Gestalt eines Füllhornes, aus welchem ein Bouquet von Zweigen und Aehren quillt; aus einem goldnen Kamme, an welchem dieselben Steine eine antike Krone bilden; aus Ohrgehängen von Brillanten und Rosetten, in einzelnen Bouquets abgetheilt, die mit Rubinen und Smaragden wechseln. Ein besonders werthvolles Kreuzchen ist daran gehängt, das ich neu hinzufügte, weil dasjenige, welches einst Frau von Narbonne trug an demselben Halsbande, schon lange fehlte.

Baillif.

Wo ist es hingekommen?

Narbonne.

Die Diener meines Bruders sagten aus: Frau von Narbonne habe es einzeln an einem Bande getragen.

Baillif.

Ich erinnere mich —

Narbonne.

Und seit jenem Abende, an welchem mein Bruder ermordet wurde, fehlte es.

Baillif.

(zum Secretär.)

Bemerken Sie diesen Umstand besonders. — Weiter, Meister Jaques.

Jaques.

Ferner waren Armbänder dabei, in der Gestalt von gewundenen Schlangen in bunter Fassung von denselben Steinen, wie das Collier; der gebräuchliche Brillantring, die Schuhschleifen und die Charretieres.

Baillif.

Welche besondere Kennzeichen können Sie ausserdem noch angeben?

Jaques.

Alle Theile, jedes einzeln, sind mit dem gebräuchlichen Stempel des Goldes, und ausserdem noch mit der Chiffre versehen, mit welcher ich alle meine Arbeiten zu bezeichnen pflege.

Baillif.

Wie hoch beläuft sich der Werth im Ganzen?

Jaques.

30,000 Livres unter Brüdern.

Baillif.
(zum Secretär.)

Haben Sie Alles? —

Secretär.

Genau nach der Angabe.

Baillif.

Sie sind entlassen, Meister.

Jaques.

So empfehle ich mich.
(geht ab.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen, ohne Jaques.

Baillif.

Da der Diebstahl in Ihrem Hause selbst vorfiel, so ist es zugleich nöthig, daß alle Ihre Hausgenossen sowohl, als die ganze Dienerschaft vernommen werde. Wollen Sie diese angeben?

Narbonne.

Die Dienerschaft besteht aus Jean Claquet, dem Kutscher, Dominique Mathieu, dem Koche, aus zwey Laquayen, François und Valentin, und zwei Mägden, Christine und Charlotte. Den alten Thierry bin ich gewohnt nach fünfzigjährigen Diensten zu den Hausgenossen zu zählen.

Baillif.

Es ist bekannt, wie delicat Sie ihn behandeln, und macht Ihnen dies besonders Ehre.

Narbonne.

Die Schreiber, Factoren und Angestellte in meinem Etablissements gehören nicht zum Haushalten und wohnen nicht bei mir.

Baillif.

Brauchen also nicht vernommen zu werden.

Narbonne.

Zu den Hausgenossen zähle ich noch Saint Foix.

Baillif.

Ihren Pflegesohn?

Narbonne.

Und Mademoiselle Madelon, die Haushälterin und Beschließerin, welche schon bei meinem Bruder in Diensten stand.

Baillif.

Und die sie nebst Thierry allein in Ihrem Hause beibehielten, weil sie bei dem verheerenden Brande abwesend, und folglich schuldlos an der Vernachlässigung der übrigen Diener war.

Narbonne.

Auch diesmal war sie abwesend —

Baillif.

So? —

Narbonne.

Und wird daher kein Zeugniß geben können.

Baillif.

Wo war sie?

Narbonne.

Diesen Morgen kam sie erst von einer Wallfahrt zurück.

Baillif.

Hm — Es ist sonderbar, daß diese Person immer abwesend ist, wenn das Haus ein Unglück betrifft.

Narbonne.
(stutzt.)
Schließen Sie etwas Besonderes daraus?

Baillif.
Hm! — Das nicht! — Aber sonderbar ist es! (zum Huissier) Lassen Sie die bezeichneten Leute rufen.

Narbonne.
Thierry hat schon den Auftrag.

Huissier.
Und sie warten bereits im Vorzimmer.

Baillif.
So laßt das Haus des Herrn von Narbonne eintreten.
(Huissier öffnet die Thüre.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Thierry, Jean, Dominique, François, Valentin, Charlotte und Etienne treten auf.

Baillif.
Jean Claquet, der Kutscher.

Jean.
(tritt vor.)
Hier, gestrenger Herr.

Baillif.
Was könnt Ihr in Bezug auf den Diebstahl erklären, der diese Nacht hier im Hause geschah?

Jean.
Nicht das geringste, Ew. gestrengen Gnaden.

Baillif.

Dominique Mathieu, der Koch.

Dominique.

(tritt vor.)

Zu Ihren Diensten.

Baillif.

Ich erwarte Eure Aussage über den Diebstahl.

Dominique.

Sie ist nicht bedeutender, als die meines Collegen vom Bocke. In unsern Departements, das heißt in Küche und Stall, hinlänglich beschäftigt, bleiben uns die Appartements der Herrschaft fremd, und wir erfahren wenig, was da vorgeht.

Baillif.

François, der Laquai.

François.

Ew. Gestrengen aufzuwarten.

Baillif.

Was könnt Ihr angeben?

François.

Gestern Abend kam ich mit der Carrosse des gnädigen Herrn nach Ew. Gestrengen Wohnung, und wartete bis nach Mitternacht mit dem Mantel.

Valentin.

Auch ich stand neben ihm auf dem Tritte, und kehrte erst mit dem gnädigen Herrn nach dem Hôtel zurück, wo wir beide uns sogleich zur Ruhe begaben.

Baillif.

Ihr seyd Valentin, der Laquai?

Valentin.

Zu Befehl. Erst diesen Morgen hörten wir von dem Diebstahl.

François.

Aber den Schmuck haben wir gar nicht gesehen.

Valentin.

Und wissen auch nichts weiter davon zu sagen.

Baillif.

Und Meister Thierry?

Thierry.

Gestern kam der Juwelier, den ich zu Herrn von Narbonne führte. Er übergab ihm den Schmuck, ich mußte bleiben und ihn auf Befehl des gnädigen Herrn betrachten. Nachher begleitete ich den Meister Jaques zurück, und kam erst, als es dunkelte, mit Licht wieder. Aber der gnädige Herr war schon ausgegangen, und, wie ich vermuthete, durch den Garten, weil die Glasthüre bereits geschlossen war.

Narbonne.

So ist es auch. Ich ging durch das kleine Pförtchen, das ich gleichfalls hinter mir schloß, über das Seitengäßchen.

Baillif.

Sie selbst schlossen also beide Thüren?

Narbonne.

Ich selbst und sorgfältig.

Thierry.

Während ich noch im Zimmer stand, kam Herr von Saint Foix. Ich zeigte ihm das Geschenk, welches der gnädige Herr für seine Braut bestimmt hatte, wir entfernten uns zugleich, und ich schloß die Thüre. Dann wartete ich in der Loge des Portiers auf die Heimkehr des Herrn von Narbonne, und beim Auskleiden legte ich die Schlüssel auf seinen Nachttisch. Er selbst schloß diesen Morgen auf, und fand, daß der Schmuck fehlte.

Baillif.

Herr Saint Foix verließ das Zimmer mit Ihnen?

Thierry.

Mit mir.

Baillif.

Und Sie schlossen die Thüre ab?

Narbonne.

Ich fand sie diesen Morgen noch gut verwahrt.

Baillif.

Wo ist Herr Saint Foix?

(die Diener sehen sich um.)

Etienne.

Er ging diesen Morgen früh aus und kehrte noch nicht ins Hôtel zurück.

Baillif.

Etienne, der Portier?

Etienne.

Zu Ew. Gestrengen Befehle —

Baillif.

Wen saht ihr in das Hôtel treten oder hinausgehen, nachdem Meister Jaques weggegangen war?

Etienne.

Niemand als Herr St. Foix kam kurz darauf. Später schloß ich das Thor, welches ich bei Abfahrt und Rückkehr der Carrosse öffnete. Bis diesen Morgen, wo die Entwendung des Schmuckes bekannt wurde, hat Niemand sonst das Haus betreten oder verlassen als Herr von St. Foix.

Baillif.

Und sonst bemerktet Ihr den ganzen Tag keine verdächtige Person?

Etienne.

Niemand ausser der alten Zigeunerin.

Baillif.

Welcher Zigeunerin?

Etienne.

Welche die Mädchen hereinführten.

Dominique.

Und zu mir in die Küche brachten.

Baillif.

Christine und Charlotte!

Christine und Charlotte.
(treten vor und sprechen zugleich.)

Ja — Ja — gestrenger Herr. —

Baillif.

Zu welchem Zweck brachtet ihr die alte Heidin herein?

Christine.
(verschämt.)

Ich — gestrenger Herr —

Charlotte.

Ziere Dich nicht. Was ist es denn auch weiter? Ein junges Herz hat seine Schwächen. Sie ließ sich die Karte legen, und mir prophezeihte sie aus der Hand —

Christine.
(schnell.)

Daß sie bald einen Mann bekommen würde.

Baillif.

Und was sagte sie Dir?

Christine.

Ich würde auch nicht als alte Jungfer sterben.

Baillif.

Und nachdem sie Euch diese erfreuliche Versicherung ertheilt hatte —

Charlotte.

Beschenkten wir sie.

Dominique.

Dann ging sie.

François.

Wir sahen sie auf dem Gange —

Valentin.

Wo sie dem gnädigen Herrn nachlief —

François.

Der eben nach dem Garten-Salon ging.

Baillif.

Was wollte Sie bey Ihnen, Herr von Narbonne?

Narbonne.

(ein wenig verlegen, doch leicht.)

Ei nun! — sie bot auch mir ihre Kunst an, nach Art dieser Leute. — Ich schenkte ihr eine kleine Gabe, und jagte sie hinaus.

François.

Sie brummte auch, als sie sich forttrollte.

Valentin.

Und fluchte auf uns, als wir sie eine alte Hexe schalten.

Baillif.

Warum thatet Ihr das?

François.

Wegen ihrem Schnurrbarte, ihrer langen Nase —

Valentin.

Und ihrem spitzigen Kinne.

François.

Wir sollten Alle an sie denken, schrie sie, besonders schalt sie den gnädigen Herrn einen —

Valentin.

(stößt ihn.)

Pfui, das schickt sich nicht!

Baillif.

Sagt nur Alles.

Narbonne.

Ich befehle es!

Valentin.

Ja, alsdann. —

François.

Sie schimpfte ihn einen Filz, der seine Kargheit bald bereuen sollte.

Jean.

Da trieben wir sie hinaus, und ich denke, sie wird meine Peitsche so bald nicht vergessen.

Etienne.

Seitdem ließ sie sich nicht mehr sehen, obgleich sie seit mehreren Tagen um das Haus geschlichen.

Baillif.

Hm! Hm! — Huissier!

Huissier.

Zu Befehl.

Baillif.

Schnell auf das Amthaus. Gerichtsdiener, Häscher, Marechausseé, sollen nach dieser Zigeunerin fahnden.

Huissier.

(geht schnell ab.)

Baillif.

Ehe Herr Saint Foix zugegen ist, kann nun die Untersuchung nicht weiter fortgeführt werden.

Narbonne.

Sucht allenthalben nach ihm! Geht, und wer ihn sieht, melde es.

(Die Diener entfernen sich.)

Baillif.

(zum Sekretär.)

Schließen Sie das Protocoll noch nicht, aber betreiben Sie die Verfolgung der Zigeunerin mit Eifer. Zuerst jedoch fertigen Sie vorläufig einen umständlichen Bericht an den Chef der Pariser Polizei, und legen eine genaue Beschreibung des Schmuckes bei, wie sie Meister Jaques angegeben.

(Sekretär nimmt seine Papiere und geht.)

Achter Auftritt.

Herr von Pontis. Narbonne.

Baillif.

Nur ein Genosse des Hauses der mit allen Einrichtungen desselben genau bekannt war, kann im Stande gewesen seyn, die That zu begehen.

Narbonne.

Keine Spur von Einbruch war vorhanden.

Baillif.

Ein solcher bedarf der Brecheisen nicht, um die Thüren zu öffnen. Nachgemachte Schlüssel thun bessere Dienste.

Baillif.

Eine eigne Idee drängt sich mir auf, die ich nicht los werden kann. Hm! hm! Die Abwesenheit dieses jungen Menschen in einem so bedeutenden Momente komm mir bedenklich vor.

Narbonne.

(überrascht.)

Des Saint Foix? — Er wußte nichts von diesem Verhöre.

Baillif.

O! der entzog sich demselben mit Fleiß.

Narbonne.

Er gieng sehr früh aus — ehe der Vorfall bekannt wurde, und kam bisher nicht wieder.

Baillif.

Desto schlimmer. — Und wenn er überhaupt nicht wieder käme?

Narbonne.

Daran ist nicht zu denken! Sie werden ihn doch keiner solchen Schändlichkeit fähig halten?

Baillif.

Man kann für Niemand stehen!

Narbonne.

Für St. Foix übernehme ich jede Bürgschaft.

Baillif.

Ich nicht für meinen Bruder.

Narbonne.

Er hat einen offnen Charakter.

Baillif.

Er soll sehr eitel seyn.

Narbonne.

Wenn er es ist, entschuldigen ihn seine Vorzüge.

Baillif.

Er ist dreist.

Narbonne.

Nur muthig.

Baillif.

Sagen Sie »übermüthig«.

Narbonne.

Seine Kühnheit mag diesen Schein zuweilen veranlassen.

Baillif.

Er ist verschwenderisch.

Narbonne.

Freigebig vielmehr, aus Mitleid und Herzensgüte. Er hatte bis jetzt keinen Grund zur Sparsamkeit.

Baillif.

Er ist stolz.

Narbonne.

Und eifersüchtig auf seine Ehre.

Baillif.

Er soll leichtsinnig seyn.

Narbonne.

Seine fröhliche Naivetät gränzte oft an Leichtsinn, aber ein angeborner zarter Sinn milderte diese Ausbrüche.

Baillif.

Ihre Diener und Hausgenossen lieben ihn nicht.

Narbonne.

Weil sie ihn um meine besondere Gunst beneiden.

Baillif.

Das thun auch noch viele Andere. Die ganze Stadt beneidet seine glückliche Lage.

Narbonne.

Das ist eben mein Stolz. Ich will denjenigen beneidet wissen, den ich wie meinen Sohn liebe. Ich schlage meine Gunst nicht geringer an.

Baillif.

Verdient er sie aber auch?

Narbonne.

Er ist voll dankbarer Ehrfurcht gegen seinen Wohlthäter.

Baillif.

Wodurch gewann er das Glück von Ihnen bemerkt und vorgezogen zu werden?

Narbonne.

Sie erinnern sich noch der stürmischen Fluth, welche Stadt und Umgegend verwüstete?

Baillif.

Vor sechs Jahren zu Ende Februar. Von Regengüssen genährt schwoll die Loire zu einer furchtbaren Höhe, und die Springfluth der See hinderte noch den Fluß am Ausmünden.

Narbonne.

Alle Dämme und Schleußen waren durchbrochen, und eine stürmische See wogte über Gärten, Wiesen und Felder. Auf einem der Dämme stand noch das Haus eines Schiffzimmermanns, der auf der Werfte arbeitete, nicht weit davon hatte sich der Fluß ein tiefes Bette ertrotzt, und riß ein Stück des Deiches nach dem andern weg, mit donnerndem Getöse. Schon wankte die leicht gebaute Wohnung, und zitterte auf den durchwühlten Fundamenten. Die untern Räume waren von Wasser durchbrochen und der Bewohner hatte sich mit Frau und Kindern auf das Dach geflüchtet. Da trieb ein junger Cavalier sein kräftiges Roß in den tobenden Strom, den Verlorengegebenen Hülfe zu bringen. Er theilte glück-

lich die Wogen, und die Eltern reichten ihm den größten Knaben hinab, den er sich auf die Croupe seines Pferdes setzte. Während ihm die Mutter ein hübsches Mädchen gab, das er vor sich auf den Sattel nehmen wollte, scheute das Pferd vor dem flatternden Röckchen, bäumte sich hoch auf und schnellte den Knaben herab, den die Wellen sogleich forttrieben. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr allen, die Zeuge davon waren! Ruhig stand bis dahin ein schöner erwachsener Knabe neben dem Zimmermann, und schaute trotzig auf das wüthende Element, doch wie die Muttter sich verzweifelnd die Haare raufte, und der Vater die Augen bedeckte, um den Tod seines Erstgebornen nicht zu sehen, sprang der trotzige Bursche, ohne sich zu bedenken in die Fluth, theilte die Wogen mit einer Kraft, die man seinem feinen Gliederbau nicht zugetraut hätte, ergriff den sinkenden Knaben und brachte ihn schwimmend ans Ufer, unter dem unbeschreiblichen Jubel der Menge.

Bailllif.

Das zeigte von ausserordentlicher Kühnheit.

Narbonne.

Die ausgezeichnete That interessirte mich! Ich hielt den Knaben für den ältesten Sohn des Zimmermanns, doch als ich mich genauer erkundigte erfuhr ich, daß er eine arme elternlose Waise wäre, ohne Heimath, ohne Vaterland, die der Arbeiter einst am Wege fand, und mitleidig unter seinem Dache aufnahm. Ich betrachtete die Gestalt des gefeierten Retters. Ein unerklärliches Etwas bewegte mein Herz, als ich in seine freien, muntern Augen blickte, ein magischer Zauber fesselte meine Aufmerksamkeit an die edlen Züge des stolz um sich schauenden Knaben. Ich beschloß seine That zu belohnen, für seine Zukunft zu sorgen, und nahm ihn in mein

Haus. Die Familie Colas, welche durch eine herbeigeeilte Barke, vollends gerettet wurde, beschenkte ich reichlich und baute ihr das zerstörte Haus auf.

Baillif.

Sie empfahlen mir den Zimmermann zu einer Versorgung, und ich stellte ihn mit Vergnügen als Schließer an. Er ist brav und zuverlässig.

Narbonne.

Saint Foix wurde bald die Freude meiner Seele. Er entwickelte die trefflichsten Eigenschaften des Kopfes und des Herzens, und übertraf meine Erwartungen sowohl, als die seiner Lehrer. Seine Fortschritte waren bewundernswürdig, er scheint alle Talente in sich zu vereinigen, und zu etwas Außerordentlichem geboren zu seyn.

Baillif.

Ich wünsche, daß Sie nie Ursache haben diese Meinung von ihm zu ändern! Denn Ihre Großmuth, Ihre Herzensgüte verdient mehr, als die Belohnung, welche schon ein redliches Bewußtseyn ertheilt.

Narbonne.

Sie überschätzen den natürlichen Hang meines Herzens.

Baillif.

Glauben Sie, daß ich es allein bin, der Ihre vortrefflichen Eigenschaften zu würdigen versteht? Ganz Nantes denkt, was ich eben aussprach, und ich fühle mich glücklich in dem Gedanken einer Verbindung mit dem Manne, den die ganze Stadt verehrt.

Narbonne.

Wenn ich Ihre Gunst nur nicht verscherze, weil ich Sie an diesem Tage dem frohen Kreise der Ihrigen und dem schönern Familienfeste entzogen habe.

Baillif.

Die Pflicht geht Allem vor.

Narbonne.

Ich selbst verliere indessen am meisten dabei. Ihrem gütigen Versprechen gemäß, war ich darauf vorbereitet, die Verlobung heute im Kreise Ihrer hohen Familie öffentlich zu feiern. Da bringt mich der tückische Zufall um das Geschenk, und, was ich mit liebender Ungeduld erwartete, der schönste Augenblick meines Lebens muß verschoben werden.

Baillif.

Das Brautgeschenk soll deswegen keine Störung verursachen.

Narbonne.

Lassen Sie uns die alten Sitten ehren. Ich möchte nicht, daß man diesen bösen Zufall als eine schlimme Vorbedeutung ansähe. Es war von je gebräuchlich in unserer Familie, daß der Majoratsherr am Tage der Verlobung die Braut in den Familien Kleinodien der Sippschaft präsentirte. Bleiben wir bei diesem alten Herkommen der Bretagne.

Baillif.

Ich will Ihrem Willen hierin nicht widerstreben.

Narbonne.

Auch paßt die Stimmung, in welche mich dieser Vorfall versetzte, nicht zu den Gefühlen eines so beglückten Bräutigams. Ich möchte die Wonne, bald einen solchen Engel zu besitzen, in ihrem ganzen Umfange genießen! — O! ich bin deshalb auch so ärgerlich! — So gutmüthig ich sonst auch seyn mag, gegen diesen Dieb könnte ich unbarmherzig seyn.

Baillif.

Wir entdecken ihn! — Ich habe eine Ahnung, welche mich noch selten betrog. — Lassen Sie uns nur Alles genau erwägen. — Sagen Sie — fanden Sie auch gewiß alle Thüren noch fest verschlossen, als Sie diesen Morgen in den Salon kamen?

Narbonne.

Alle, alle, und selbst die Fenster fest verriegelt.

Baillif.

Und entdeckten keine Gewaltthätigkeit an irgend einem Gegenstande, die auf Einbruch schließen ließ.

Narbonne.

Alles stand und lag in seiner alten Ordnung, nicht das Geringste war von seinem gewöhnlichen Platze verrückt.

Baillif.

Auch im Garten fand man keine Tritte?

Narbonne.

Keine, als die meinigen. Erinnern Sie sich, daß ich durch den Garten nach Ihrem Hause ging.

Baillif.

Sind Sie es auch gewiß, daß es die ihrigen sind?

Narbonne.

Ich zweifle nicht. Doch sind sie nicht wohl mehr zu erkennen, denn der Regen der vergangenen Nacht hat sie ganz vernichtet.

Baillif.

Wer weiß! Wer weiß! Da muß ich mich selbst überzeugen. Kommen Sie — wir wollen sehen, ob meine Augen nicht schärfer sind, als die ihrigen. (beide gehen durch eine Seitenthüre rechts ab.)

Neunter Auftritt.

Thierry, Saint Foix.

(im Gespräch durch die Mitte.)

Thierry.

Ihr ganzes Benehmen hat sich geändert, die rasche offene Entschiedenheit ihres Charakters ist entwichen, und an dessen Stelle trat etwas Geheimnißvolles — Unsicheres —

St. Foix.

Das wird sich verlieren! Ich fühle mich eben nicht mehr heimisch hier. Es zieht mich fort in das Weite, es treibt mich nach unbekannten Fernen.

Thierry.

Was treibt, was zieht sie weg?

St. Foix.

Eine unbestimmte Sehnsucht — ich weiß es nicht mit Namen zu nennen — eine Krankheit, die ich am besten mit dem Heimweh vergleichen könnte, wenn es mich nicht eben nach der Fremde zöge.

Thierry.

Ein Heimweh nach der Fremde? Ist das nicht ein vollkommener Widerspruch?

St. Foix.

Wäre es das nicht, so wäre es auch erklärlich. Doch wer vermag den dunkeln Drang einer stürmisch bewegten Brust mit geometrischer Genauigkeit methodisch zu ermessen? Fühlten Sie nie sich fortgezogen zu neuen Bergen, zu neuen Flüssen, neuen Fernen, neuen Meeren, und standen unbefriedigt an jedem Ziele, das sie sich steckten, —

— o so haben sie auch keinen Maaßstab für das unergründliche Labyrinth einer kraftvollen Jünglingsbrust!

Thierry.

Das redliche Streben nach einer ehrenvollen Existenz ließ meinem Kopfe keine Zeit, solche Grillen auszubrüten. Ich fand mein Ziel in diesem Hause, hier fühl' ich mich gebunden durch Wohlthaten und Erinnerungen. Hier ist meine Heimath, hier ist mein Vaterland — hier lebte ich — hier will ich sterben!

St. Foix.

Das mag der Unterschied seyn zwischen unsern Empfindungen. Was sie anzieht, stößt mich ab, was Sie fesselt treibt mich fort. —

Thierry.

Das höre ich nicht gerne von Ihnen! Ein dankbares Herz traute ich Ihnen zu.

St. Foix.

Ich vergesse keine Wohlthat, die ich empfing und kenne kein scheußlicheres Ungeheuer als den ungesitteten Egoisten. Vor dem Diebe schützt der Riegel, vor dem Mörder die Waffe; vor des Elementes verderblichem Rasen schützt des Elementes Damm, den ihm die Natur voll Güte im Beginn entgegenstellte; aber keine Waffe, kein Schutz, keine Vorsicht wahret vor dem Bisse der giftigen Natter, die der Mensch vertrauend in dem eignen Busen nährte, und voll Einfalt und Herzensgüte in sein Paradies gesetzt.

Thierry.

Die Geißel der Gewissensbisse wird ein solches Scheusal verfolgen, wenn die Welt auch keinen Richter für seine Thaten hat.

St. Foix.

Die Furcht allein schon, diese zu verdienen, treibt ihn unstät und flüchtig umher.

Thierry.

Sehr wahr! — Sehr wahr! — Sie sprechen mit feurigen Worten aus, was ich Ihnen immer einzuprägen bemüht war.

St. Foix.

Sie sind der redlichste Mann auf dieser Erde! Ich werde nie vergessen, was Sie der armen Waise waren, die Sie liebevoll an Ihr Vaterherz schloßen. O lassen Sie mich noch an dieser Brust seufzen, in die der Knabe so gerne seine Sorgen ergoß.

Thierry.

Noch immer stehen Ihnen die Arme offen, in denen Sie Schutz vor jedem Mißgeschicke fanden. (er umarmt ihn, der gerührt an seine Brust sinkt.) Das alte Herz fühlt noch dieselben Triebe für Sie, und hat alle Schwächen für den Liebling, die ein Großvater nur für den Enkel haben kann. Darum war ich auch besorgt, daß Sie diesen Morgen so früh das Haus verließen — so lange nicht wieder kamen.

St. Foix.

Es litt mich nicht mehr in den engen Mauern des dumpfen Hauses. Ich eilte fort und ließ die düstern Gassen, die hohen Häuser hinter mir. Erst unter freiem Himmel, in der Stille der großen ungekünstelten Natur konnte ich meinen wildbewegten Geist sammeln, und das wallende Blut zur Ruhe bringen.

Thierry.

Es wurde oft und dringend nach Ihnen gefragt.

St. Foix.

Mit dem Tage stand ich auf, mit der Sonne war ich im Freien.

Thierry.

Man sucht Sie noch allenthalben.

St. Foix.

Mich?

Thierry.

Herr von Narbonne schickte schon in aller Frühe —

St. Foix.

Weshalb?

Thierry.

Um das Brautgeschenk durch den geliebten Boten überreichen zu lassen.

St. Foix.

Er hätte keinen schlimmern wählen können.

Thierry.

Wenn das Ihre Meinung war, wenn Sie deshalb so früh aus der Stadt flohen —

St. Foix.

Sie haben es errathen, ich fürchtete ihm zum erstenmale ungehorsam werden zu müssen.

Thierry.

Diese Furcht war vergebens. Als er diesen Morgen nach dem Salon ging, um den Schmuck zu holen war er verschwunden.

St. Foix.

(erschrickt.)

Was? (erblaßt) der Schmuck? (er zittert.) den Sie mir Gestern zeigten. —

Thierry.

Eine ruchlose Hand entwendete ihn diese Nacht.

St. Foix.

Diese Nacht? —

Thierry.

Die Untersuchung ist bereits eingeleitet.

St. Foix.

Schon so schnell?

Thierry.

Herr von Pontis verhörte bereits das ganze Haus.

St. Foix.

So?

Thierry.

Und wartete nur auf Sie, um die Nachforschungen weiter fortzusetzen.

St. Foix.

(wie aufgeschreckt.)

Warum auf mich? — auf mich?

Thierry,

Je nun, auch Sie sollen Ihr Zeugniß geben, so gut wie jeder andere Hausgenosse.

St. Foix.

So kann ich mich doch nicht von der verfolgenden Erinnerung an diesen Schmuck befreien. Die ganze Nacht hindurch flimmerte sein magischer Glanz mir unheimlich vor dem inneren Auge.

Thierry.

Meine Erzählung mochte die Veranlassung seyn!

St. Foix.

Wahrscheinlich! Aber ohnedies hatte ich von jeher eine Abneigung, einen Abscheu darf ich sagen, vor glänzenden

Steinen. Es ist eine Idiosynkrasie, deren Geheimniß in den Tiefen meiner Natur verschlossen liegt. — Von Ihrer Erzählung wunderbar ergriffen, warf ich mich auf mein Lager, und weinte, weinte lange —

Thierry.

Sie weinten — Sie?

St. Foix.

Wie ein Mensch bei der Entsagung seiner liebsten Hoffnung.

Thierry.

Eine seltsame Unruhe ergriff Sie, als ich Gestern von der Liebe Ihres Pflegevaters und seiner Heirath sprach.

St. Foix.

Das bemerkten Sie?

Thierry.

Schon öfter!

St. Foix.

(scheu und ängstlich.)

So?

Thierry.

Ist es sein nahes Glück, was Ihnen diese Thränen erpreßte?

St. Foix.

(wie aus einem Traume aufgeschreckt, besinnt sich.)

Nein, nein, ist er auch beneidenswerth, beweinenswerth soll er nicht werden.

Thierry.

Und Sie weinten —

St. Foix.

Ueber mich — bis ich erschöpft und noch schluchzend

einschlief. — Da war es mir, als stünde ich wieder in dem Salon, wo das Gräßliche geschah, und hielt das geöffnete Etui verlangend in der Hand. Sie standen auf der einen Seite und riethen mir ab, mit den unreinen Kleinodien mich zu besudeln. Die blitzenden Brillanten, sagten Sie, wären die krystallisirten Thränen, welche Frau von Narbonne weinte, als man sie von ihren Kindern trennte. Die Rubinen seien das vergossene Blut ihres Gemahls, und schimmerten deshalb in dem feuchten Glanze, weil das Blut eines Gemordeten nie trockne, bis der Mörder den Lohn seiner Thaten erhalten. Von der andern Seite trat Herr von Pontis im richterlichen Ornate hinzu, und berührte das Kästchen mit seinem Stabe, und wie von des Zauberers Ruthe getroffen, belebten sich die bunten Armbänder. Der Ring, das Sinnbild der Ewigkeit, schnellte auf, und zwei wilde gereitzte Schlangen bäumten sich, rollten die grünen Augen im scheußlichen Kopfe, rissen die blutigen dampfenden Rachen auf, schwollen an zur Riesengröße, und schimmerten in siebenfachen Ringen, die den giftgeschwollenen Rücken tiegerten. Tanzend umsausten sie mich im Kreise, und schauernd floh ich vor ihnen. So verfolgten sie mich bis in die Kirche, wo Herr von Narbonne mit Fräulein Victoire vor dem Altar stand. Eben wollte der Priester ihre Hände in einander fügen, als die wüthenden scheußlichen Drachen meinen Pflegevater anfielen, ihn pfeilschnell umwanden, und die Glieder mit unendlichen Ringen so fest zusammen schnürten, bis sie krachend brachen, und der Athem aus der geborstenen Brust entfloh. Entseelt stürzte er zu Boden, alles floh aus der Kirche! Victoire sank in meine Arme, auf denen ich sie davon trug, und aus Angst vor der Verfolgung der scheußlichen Ungeheuer erwachte ich bebend. Zitternd kleidete ich mich an, und eilte hinaus.

Thierry.

Ein seltsames, schauerliches Gesicht!

St. Foix.

Es ist eine Ahnung, ein Fingerzeig von oben, eine Warnung des unergründlichen Geistes. Es erfüllte mich mit Angst und Entsetzen! Erst unter der blauen Wölbung seines unerreichbaren Thrones fand ich meine Sinne wieder, und ich danke demüthig für den rettenden Gedanken, den er belebend mir in das Hirn gegossen. Die Furien eines Gräuels sollen ihre Schlangen nicht nach dem Busen meines Wohlthäters schleudern; die giftigen Nattern des Abgrundes sollen mich nicht zischend umtanzen, wie den Sohn Agamemnons, und bis in das Heiligthum verfolgen. Darum leben Sie wohl.

(er eilt hinaus.)

Thierry.

(sieht ihm kopfschüttelnd nach.)

Was ist das? Immer unerklärlicher wird mir sein Betragen! Mich ängstigt das Scheue und Gewaltsame seines aufgeregten Wesens. Er klagt sich der Undankbarkeit gegen seinen Wohlthäter an, mit Bestürzung erfüllt ihn die Nachricht von dem Diebstahle. — Wie er von der Untersuchung hört, rennt er gar von dannen? Sonderbar! — Ich kann es nicht glauben, und dennoch drängt sich mir der Gedanke wider Willen auf. — Heute Nacht wurde gestohlen, und diesen Morgen verläßt er vor Tagesanbruch das Haus? — Abscheulicher Gedanke! fliehe mich! fort, fort! — Zum Diebstahl treibt die Noth oder die Habsucht — habsüchtig ist er nicht — eher verschwenderisch. — Aber halt! — Verschwenderisch seyn kann in Verlegenheit bringen. — Er ist ehrgeitzig — er könnte sich schämen seine Noth zu entdecken, und in der

Hoffnung jedem Verdacht zu entgehen, den Raub begangen haben, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, und durch die Schande seine verpfändete Ehre vielleicht zu retten! — O abscheulich! abscheulich! Auf solche Gedanken führen einen alten Mann die verderbten Zeiten und Sitten! — Sonst war es nicht so in diesem Hause! Sonst wurde kein Diebstahl in diesem Hause begangen; am wenigsten aber hätte man einen Genossen der Narbonne dessen fähig gehalten! — Aber jetzt — jetzt — (er geht kopfschüttelnd ab.)

(Verwandlung.)

Ein einfaches Zimmer im Hause des Zimmermanns Colas.

Zehnter Auftritt.

Saint Foix und Adelaide.

Adelaide.

Nie konnte ich die Zeit erwarten, Sie wieder zu sehen. Immer kamen Sie zu spät für meine Sehnsucht; diesmal kamen Sie aber zu früh.

St. Foix.

(düster.)

Zu früh?

Adelaide.

Und Sie fragen noch? — zu früh um Abschied zu nehmen? Können Sie noch fragen?

St. Foix.

Ich muß, ich muß fort!

Adelaide.

Schrecklich! So schnell davon zu eilen, und mich den folternden Gedanken zu überlassen, daß Sie sich dem ungewissen Loose des Zufalls preisgeben.

St. Foix.

Dieser Zustand ist mir nicht so fremd. War ich doch in meiner frühen Jugend noch weit übler daran.

Adelaide.

Aber weit, weit liegt diese Zeit hinter Ihnen. Seit Jahren an eine glänzende sorgenfreie Existenz gewöhnt, muß Ihnen der Mangel jetzt um so drückender erscheinen. Wie lange ist es erst her, daß Sie mich diesem Elende entrissen? Dennoch wäre mir der Tod kaum minder schrecklich, als zu dem früheren Leben zurückzukehren.

St. Foix.

Mein einziger Kummer ist deshalb auch, daß ich Sie hier verlassen muß. Gott weiß es, daß ich nie nach Schätzen geizte, aber heute beneide ich die Schwelger — die reichen Schlemmer! Ein Zehntel ihres überflüßigen Prunkes reichte hin, Sie vor Mangel zu wahren, die Hälfte des Schmuckes, der dem Herrn von Narbonne diese Nacht gestohlen wurde, wäre genug, um Ihre ganze Zukunft zu sichern.

Adelaide.

Die soll Ihnen keine Sorge machen. Sie haben Ihre freien Stunden dazu verwendet, das verwahrloste Mädchen zu unterrichten. Sie haben Lehrer besoldet, die mich aus dem Zustande der Unwissenheit zogen, und meine Bildung vollendeten. Ich bin erfahren in allen weiblichen Arbeiten, und schäme mich nicht, mich durch den Fleiß meiner Hände zu ernähren.

St. Foix.

Ich habe mir jetzt schon Vorwürfe zu machen, daß ich in den letzten Tagen vergaß, für Sie zu sorgen. Aber mein Kopf war so voll von Entwürfen und Zweifeln, daß ich mich selbst und alles vergaß, was um mich vorgieng. Meine Börse war erschöpft, und mein Stolz konnte sich nicht so tief herabwürdigen, Geld von dem Manne zu fordern, von dem ich ohne Abschied zu scheiden gezwungen bin.

Adelaide.

Ich habe nichts entbehrt; gewiß nichts. Colas und die Seinigen sorgen für mich, so gut es in ihren Kräften steht. Sie haben dem braven Mann, der Sie als Knaben bei sich aufnahm, den Erstgebornen gerettet, und die ganze Familie hängt an Ihnen voll Dankbarkeit. Ihre schöne That bringt mir nun Segen; sie betrachten mich wie eine Tochter, sie ehren mich wie Ihre Schwester.

St. Foix.

O! wären Sie das wirklich!

Adelaide.

Ihre Schwester? —

St. Foix.

Meine theure liebe Schwester! Und wenn ich so glücklich war, Ihnen nützlich zu seyn; wenn ich mir ein Verdienst um Ihr Herz erwarb, so stoßen Sie mich nicht zurück. — Sie wissen, daß ich nicht zu jenen weichmüthigen Geschöpfen gehöre, die über jede Kleinigkeit in Thränen hinschmelzen, und über den Blätterfall einer Rose in hundert Stanzen elegisch jammern können; aber dennoch muß ich Ihnen gestehen, daß mich daß Gefühl des Verlassenseyns oft mit einer Gewalt ergriff, der meine kräftige Natur nicht widerstehen konnte. Ach! — wenn in der Christnacht der helle Schein aus

allen Fenstern strömte, wenn der Jubel der Beschenkten die Strassen durchtobte, wenn Brüder und Schwestern, Aeltern und Kinder sich in die Arme schlossen — da zog es mich in eine einsame stille Ecke und ich fühlte mich als der Verlassenste auf der ganzen Erde.

Adelaide.

Es geht wohl keiner Waise besser.

St. Foix.

Die Güte des Himmels schenkt mir einen Vater in meinem Wohlthäter. Ich liebe ihn mit einer Ehrfurcht, wie sie die heilige Stimme der Natur nicht erweckt; aber vertrauen konnte ich ihm nicht, wie ich der gleichgestimmten Brust des Bruders oder der Schwester hätte vertrauen können! Und auch dieses letzte einzige Band, das mich noch an die Menschheit knüpfte, muß ich durch meine Flucht zerreißen. Ich will für ihn verschollen seyn. Wiederum stehe ich dann einsamer als jemals. Wollen Sie mir den Trost mitgeben, daß hier ein Herz im Schwesterbusen für mich schlägt, dem ich ohne Scheu von meiner abentheuerlichen Wanderschaft die treue Kunde schicken darf? — Wollen Sie meine Schwester seyn?

Adelaide.

(sieht ihn lange und fest an, dann fragt sie bedeutungsvoll mit zitterndem Tone.) Ihre Schwester?

St. Foix.

(der erst jetzt ihre Frage ganz begriff, erschrickt, sieht zur Erde, faßt sich, und spricht:)

Ich habe keinen süßern Namen mehr wegzugeben.

Adelaide.

(erblaßt, setzt sich, wie betäubt auf einen Stuhl.)

Ich ahnte es längst. (man sieht, daß sie gewaltsam gegen hervorbrechende Thränen kämpft.) Sie lieben?

St. Foix.

Ich kann sie nicht täuschen.

Adelaide.

Und diesem mächtigen Gefühle zu entfliehen eilen Sie jetzt von dannen?

St. Foix.

Wenn es so wäre?

Adelaide.

(sehr gedrückt.)

Ich erschrecke nicht darüber — glauben Sie das nicht! — Es erschüttert mich nicht mehr — denn wie sehr ich Sie auch achtete — ehrte — und — Sie dürften mir es immer ungescheut entdecken — aber nein! Verschweigen Sie den Namen der Glücklichen. Es kränkt mich nicht, ihn zu hören, denn der Gegenstand wird Ihrer würdig seyn. Dies kühne stolze Herz wird seine Flammen nur einem gleich edlen Wesen weihen — das sagte mir mein Verstand schon früher. — Es kann sich niemals zu dem einfachen Kinde der Natur verirren, zu dem armen Geschöpfe, das Sie dem Verderben entrissen, das Sie dem Schlamm der Niedrigkeit entzogen, und der Welt erst durch Ihren freundlichen Unterricht wieder gegeben. Das Kind, das Sie erst bilden mußten, bis es wagen durfte dem Schwunge Ihres Gedankenfluges zu folgen, die unwissende Schülerin, konnten Sie nicht zur Herrscherin Ihrer Brust erheben.

St. Foix.

Adelaide! Wäre es möglich?

Adelaide.

Ich will nicht läugnen, daß mich mehr als Dankbarkeit schon im ersten Augenblicke zu Ihnen zog, daß mein Herz vor heiligem Schauer zitterte, als Sie das erste Wort zu

mir sprachen; daß ich mich sehnte, Sie zu sehen, daß ich mich grämte, wenn Sie gingen, aber auch das bin ich mir bewußt, jenes glühende Verlangen, das unwiderstehlich zu einander reißt, tobte nie in meinem Herzen. Dennoch war es mir, als wenn Sie die Natur zu meinem Beschützer und Gebieter bestimmt hätte.

St. Foix.

So ergieng es auch mir. Ich hätte keinen Tag erleben können, ohne Sie zu sehen; ich hielt mich verpflichtet, für Sie zu wachen und zu sorgen. — Ich glaube selbst, die Wahrnehmung, daß Sie Ihr Herz einem Andern schenkten, hätte mich empört, aber dennoch konnte ich den Fesseln nicht entgehen, die eine Andere meinem Herzen auf ewig schlug, die ich anbeten muß, in feuriger Huldigung so lange ich athme.

Adelaide.

(weint sanft.)

St. Foix.

Was ist Ihnen?

Adelaide.

Ich weine über Ihr Unglück. Ach es ist traurig aller Hoffnung zu entsagen! Ich beweine Sie!

St. Foix.

Nur mich?

Adelaide.

Nur Sie! — Ich bin nicht neidisch — aber ist sie nicht beneidenswerth? — So geliebt zu seyn? — Ach! sie ist sehr glücklich. (sie läßt die Hände wie erschlafft in den Schoos sinken.)

St. Foix.

Durch meine Liebe nicht.

Adelaide.
(auffahrend.)

Nicht? — Nicht? —

St. Foix.

Wie sehr ich sie auch liebe, sie ahnet es nicht.

Adelaide.

Aber — wissen Sie, daß Sie geliebt von ihr sind?

St. Foix.

Wer kann ein Herz ergründen? Doch wär' es so — dann wäre sie zu bedauern. Die kalte Pflicht gebietet über ihre Hand.

Adelaide.

So, so ist es? — Ja nun, nun ist mir Alles klar! O wie unglücklich sind Sie (sie weint.) Ja, wir sind vereinigt! Mit inniger Rührung reiche ich Dir die Hand zur ewigen Verschwisterung — Bruder im Leiden! Schließe die Schwester an Dein Herz. (Sie sinkt ihm schluchzend um den Hals.)

St. Foix.
(drückt sie an sein Herz.)

Geliebte Schwester, Du bist elternlos.

Adelaide.

Du eine Waise —

St. Foix.

Wir sind allein, sind Beide verlassen, gehaßt, verfolgt, geflohen von allen, vom Leben geächtet, ausgestoßen von der Natur! Wir wollen uns lieben, wie ächte Geschwister.

Adelaide.

Und bleiben uns treu, vereint bis zum Tode, auch jenseits, mein Bruder!

St. Foix.

Ich nenne Dich Du. —

Adelaide.

So nenn' ich Dich wieder!

St. Foix.

Und fühle zum Erstenmale mich von diesem langersehnten Worte durchschauert. O wie so viele Jahre lang sehnte ich mich nach diesem Tone! Jetzt höre ich ihn in seinem schönsten Klange, und er soll mir der begleitende Gesang des Geleites seyn, beim Scheiden!

Adelaide.

Ha! wie schreckt mich dieses Wort so eisig kalt aus dem kurzen Entzücken! — Scheiden und Meiden! die häßlichsten Worte in der ganzen Sprache! — O Gott! zum erstenmale bin ich stolz darauf, auch Jemanden anzugehören, und soll sobald schon dieser Wollust entsagen! -- O Saint-Foix, o mein Bruder!

St. Foix.

Erschwere mir den Abschied nicht, Du fühlst es, daß ich fort muß!

Adelaide.

Ich fühle die Nothwendigkeit, aber sie ist traurig und in gerechter Besorgniß lebe ich jetzt für des Bruders Zukunft.

St. Foix.

Zittre nicht für mich. Voll kühner Zuversicht steure ich in das bewegte Leben. Das erhebende Gefühl, von keinem Menschen abzuhängen, und Alles mir selber zu verdanken, wird meinem Geist zu nie geahnter Thätigkeit entflammen. Arm wie ich kam, will ich das Haus des Herrn von Narbonne verlassen. Selbst dieses kostbare Kleid hätte ich zurückgelassen, und wäre in Bettlertracht aus den Thoren gewandert, müßte ich nicht fürchten, denjenigen zu beschämen, dessen Pflegesohn ich hieß, wenn man mich bemerkte! Nichts will ich

mit mir nehmen, als was keine Gewalt, kein Schicksal mir mehr rauben kann, Wissenschaft und Kenntnisse, die höchsten Schätze dieses Lebens, die nur mit mir selbst vernichtet werden können.

Adelaide.

Ich tadle diesen Stolz nicht. Verschmähe das Gold des reichen Wohlthäters, aber verachte den Zehrpfennig der Schwester nicht. Sie darf Dir das anbieten, ohne Dich zu demüthigen; was Dich vor der Geliebten erniedrigte, darfst Du ohne Schaam von der Schwester nehmen.

St. Foix.

Von Dir, Adelaide?

Adelaide.

Von mir, Bruder Saint Foix. Wundert Dich das? O so hast Du vergessen, daß die Armen am besten zu geben verstehen und man die Herzen nur in den Hütten suchen muß.

St. Foix.

Von Dir, Adelaide?

Adelaide.

Ei, was verlange ich denn, daß Du staunst? will ich denn mehr thun, als was jeder Bürger beim Aschiede seiner Lieben thut? — Und Du, ärmer als sie alle, der du nicht Vater noch Mutter hast, nur verstohlen nach den Thürmen zurückblicken darfst, wo Du eine Heimath fandest, nimm' von der Schwesterhand den leichten Zehrpfennig, bis zum nächsten Nachtquartier.

St. Foix.

Ich begienge einen Diebstahl, raubte ich Dir das Wenige.

Adelaide.
(wichtig.

Ich bin so arm nicht, als Du denkst. Ich besitze eine seltene Kostbarkeit, ein Kreuzchen von Edelsteinen.

St. Foix.

Von Edelsteinen?

Adelaide.

Das ich immer verborgen auf der Brust getragen!

St. Foix.

Das Dir die Zigeuner auch ließen?

Adelaide.

Aus Geiz und Gewinnsucht. Einst als ich mich schlafend stellte, weil ich mich fürchtete, ermordet zu werden, wenn ich mich rührte, kam der Schwiegersohn der alten bösen Mutter der Bande, und wollte es mir aus dem Busen ziehen. »Laß'« rief sie ihm entrüstet zu »laß',« Du bist sonst Dein eigener Dieb. Dies Kreuzchen bringt uns mehr ein, als die paar Steine daran werth sind. Man wird das Kind einst daran erkennen, und weigern sich die Seinigen, die großen Summen zu zahlen, die wir für unsere Verschwiegenheit fordern, so bringe ich sie damit an den Galgen; das Kind wird eine reiche Erbin, und macht uns alle glücklich, denn sie kann's.

St. Foix.

Ha — So könntest Du ja auch, ohne Hülfe der Zigeunerin, mit diesem Kleinode vielleicht Deine Eltern wieder finden!

Adelaide.

Das hoffte ich immer, und wartete nur auf die Gelegenheit.

St. Foix.

Und diesen Schatz wolltest du opfern für mich?

Adelaide.

Mein Leben gäb' ich hin —

St. Foix.

Dein einziges Glück?

Adelaide.

Du hast das Deinige verwendet, mich unterrichten zu lassen, meine Lehrer zu bezahlen, nimm nun das wenige dafür zum Ersatze, daß Du mich beten und arbeiten lehrtest.

St. Foix.

Der Hoffnung, die Deinigen wieder zu finden, wolltest Du entsagen?

Adelaide.

Fand ich doch Dich, ich verlange nichts weiter!

St. Foix.

Ich ziehe fort, und lasse Dich allein.

Adelaide.

Du kommst einst wieder. Deine Schwester wartet bis Du wiederkehrst, bis Du die Welt durchschwärmt hast, und wenn Du nirgend ein Herz gefunden, so treu und fest wie das Ihrige, Dich zu der Verlassenen sehnst, um in ihren Armen das müde Auge zu schließen. Nicht wahr, dann kommst Du — ich warte auf Dich! —

St. Foix.

Ich komme, wenn Du mir versprichst, Dich nie von diesem Kleinode zu trennen.

Adelaide.

Es ist zu spät!

St. Foix.

Du hast es schon veräußert?

Adelaide.

Ich will Dir's gestehen. In den letzten Tagen besuchte

mich die Noth. Ein langer unbekannter Gast! Ich wäre vor Scham vergangen, ehe ich Dir das Geständniß gethan hätte, und bei der Familie Colas wollte ich nicht die Wahrheit enthüllen; da trug ich es heute zu einem Juwelier. Man nannte mir Meister Jaques.

St. Foix.

Er ist der Beste und Gewissenhafteste seiner Zunft.

Adelaide.

Er schätzte den Werth desselben hoch, ersuchte mich aber wieder zu kommen, weil er die Summe nicht vorräthig im Hause hätte. Eben wollte ich wieder hin, als Du kamst.

St. Foix.

(blickt gedankenvoll vor sich nieder.)

Seltsam!

Adelaide

Gieb mir Dein Wort, Bruder, als Mann von Ehre, daß Du bleiben und mich erwarten willst. So gehe ich und komme gleich wieder. Wir theilen, was ich bringe. Es wird hinreichen, Dir ein Unterkommen zu sichern, und mich zu nähren, bis ich mich erst an die Arbeit gewöhnte. (kindlich.) Versprich es mir, St. Foix, sonst kommst Du nicht fort. Ich hänge mich an Deinen Hals und weine mich zu Tode.

St. Foix.

(ohne darauf zu merken, von einer Idee ergriffen.)

Könnte ich das Kreuzchen nicht sehen?

Adelaide.

Ich ließ es dem Juwelier.

St. Foix.

O verwünscht!

Adelaide.

Fürchtest du, daß er —

St. Foix.

Er ist ein Ehrenmann, es ist unverloren!

Adelaide.

Weßhalb denn?

St. Foix.

(geht umher.)

Sollte es möglich sein!

Adelaide.

Was? Sprich, mein Bruder.

St. Foix.

Höre, Adelaide! — Auch ich war einst so früh — so früh als ich mir es denke, bei einer Zigeunerbande.

Adelaide.

Ists möglich? Auch Du?

St. Foix.

Seitdem der Nebel der Kindheit sich von meinen Sinnen verzog, seitdem das Gedächtniß mir treu ist, war ich unter diesen Menschen. Wo drei Eichen geheimnißvoll die Aeste kreuzen, wo die Sage von Götzenbildern, Druiden-Altären und Menschenopfern den Landmann beim Abendläuten verscheucht, wurde im Sommer der leichte Kessel zum Mahle aufgehängt, und das grüne Dach der Bäume, oder die blaue Himmelsdecke, wölbte sich über unserem Nachtlager.

Adelaide.

Wie viele sternenhelle Nächte schlief auch ich so in des Südens romantischen Gegenden!

St. Foix.

Im Winter beherbergten uns mitleidige Bauern und wir

fühlten uns beglückt in Ställen und Scheuern. Ein leichtes Gerüste von Latten wurde dann mit Tüchern behangen, und mit herkömmlichen Figuren wurde des Thespis alte lustige Kunst ausgeübt, zu welcher die Landleute mit Trommeln und Trompeten gerufen wurden. Sie brachten ihre geringe Kupfermünzen oder die Erzeugnisse ihrer Felder, während die Knaben und Mädchen der Bande unterrichtet waren, den gaffenden Zuschauern, die von dem Wundern des Theaters gefesselt standen, die Taschen zu leeren.

Adelaide.

Wie oft mußte ich dulden, weil ich mich nicht dazu verleiten ließ. Tage lang mußte ich hungern, weil ich mich weigerte, ein Huhn von einem Bauernhofe zu holen, oder einer nachläßigen Wirthin die Wäsche vom Zaune zu nehmen.

St. Foix.

Mich peitschten sie unaufhörlich als unnützen gefräßigen Müßiggänger, weil ich auf den Märkten nicht wollte die Marmotte tanzen lassen, und den Bürgern mit Thränen die Pfennige aus den Taschen schmeicheln.

Adelaide.

Die trügerische Kunst des Wahrsagens sollte ich üben, den Leichtgläubigen prophezeien; und wurde verhöhnt wegen meiner Ungeschicklichkeit.

St. Foix.

Niemand nahm sich meiner an. Ich stand allein, wurde von Allen geneckt und gemißhandelt. Nur eine häßliche Alte, die böse Mutter des bösen Stammes, gab mir zu essen. Doch einst verscherzte ich auch ihre Gunst, und zog mir den Haß der ganzen Bande zu. Sie peitschten mich fürchterlich.

In eine Burgruine sperrten sie mich ein, und verdammten mich zu des Hungers entsetzlichen Qualen. Müde des langen Elends sprengte ich meine Bande, zertrümmerte den leichten Verschlag der Höhle eines ehemaligen Verließes, und floh in das Weite; stets fürchtend die Verfolger hinter mir zu hören, lief ich, bis mich die Kräfte verließen. Schon glaubte ich von einem Hügel herab die Lichter eines bewohnten Orts zu erblicken, als mich Hunger und Schwäche übermannten ich sank am Wege nieder. Mit Anbruch des Tages fand mich Colas, der Zimmermann, der mit andern nach den Wäldern der Bretagne ging, um Holz zum Schiffbaue zu fällen. Ich lag von Reif erstarrt hinter einem Busche am Wege! Er nahm mich auf, brachte mich zu den Seinigen; — ich war zu Nantes!

Adelaide.

Nicht besser ging es mir. Absichtlich schienen sie alle Greuel eines verworfenen Lebens vor meinen Augen zu begehen, um meine Sinne zu bestechen, und mein Blut zu den scheußlichsten Lastern zu reizen. Aber mein besseres Selbst widerstand diesen Versuchungen. Endlich lagerte sich die Bande bei dieser Stadt, da führten sie mich mit Musik durch die Strassen, geputzt mit der Zierde ihrer leichtfertigen bunten Tracht, um das Volk durch meine Erscheinung anzuziehen. Mehrere junge Herren sprachen heimlich mit der feilen Alten, und Abends führte sie mich in jenes Gartenhaus, um mich ihren rohen Lüsten preißzugeben, wo Du mich gefunden und gerettet.

St. Foix.

Wie heißt die Alte?

Adelaide.

Orsomatrina!

St. Foix.

(Aufschreiend.)

Ha! erinnerst Du Dich nicht eines Knaben bei der Bande, der einzige, der mit Dir spielte?

Adelaide.

Ja, aber nur dunkel noch. Sie sagten mir, als ich einst nach ihm fragte, er sey gestorben.

St. Foix.

Auch ich erinnere mich noch eines kleinen Mädchens, das mit mir spielte, wenn es durfte. Einst sah ich ein blaues Band an seinem Halse. Neugierig zog ich daran, und brachte ein Kreuzchen mit blitzenden Steinen zum Vorschein. Wie ich es betrachten wollte, kam die Alte, schlug mich auf die Finger, verbarg das Kleinod, und ließ mich peitschen.

Adelaide.

Ja, ich erinnere mich, heiliger Gott! das Mädchen war ich!

St. Foix.

Und ich bin der Knabe.

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen; Meister Jaques, der Huissier mit dem Stabe, Gerichtsdiener und Marechaussée treten ein.

Jaques.

Wir sind zur Stelle.

Huissier.

Ist dies das Mädchen?

Jaques.

Ich täusche mich nicht.

Huissier.

Wie heißen Sie, Kind?

St. Foix.

Wer hat darnach zu fragen?

Huissier.

(hebt seinen Stab.)

Der Bote des Gerichts, im Namen der Gesetze und Seiner Majestät, Ludwigs des Vierzehnten, Königs von Frankreich (alle Anwesenden entblößen das Haupt.) Noch einmal, junges Mädchen, wie heißen Sie?

Adelaide.

Adelaide Palombe.

St. Foix.

(in seine Erinnerungen verloren.)

Alide! — Alide! —

Huissier.

Waren Sie bei Meister Jaques, dem Juwelier?

Adelaide.

Ja, mein Herr.

Huissier.

Und boten ihm ein Kreuz von Brillanten zum Kaufe?

Adelaide.

Ja!

Huissier.

(der es vorzeigt.)

Dieses hier?

Adelaide.

Ja, das ist es.

St. Foix.

Lassen Sie mich es sehen!

Huissier.

Zurück!

(Gerichtsdiener treten dazwischen.)

St. Foix.

Weg von mir! Ich muß es sehen!

Huissier.

Im Namen des Gesetzes: haltet ihn!

Gerichtsdiener.

(halten ihn.)

St. Foix.

Weg! Weg! oder Eure Schädel sollen die Schwere meines Armes empfinden.

(er reißt sich los.)

Huissier.

Im Namen des Gesetzes: Adelaide Palombe, folge mir! Du bist verhaftet.

Adelaide.

(schreit auf.)

Allmächtiger! —

St. Foix.

(erschrickt.)

Verhaftet? weßwegen?

Huissier.

Sie ist des Diebstahls verdächtig.

St. Foix.

Sie? — sie?

Adelaide.

Ich?

Jaques.

Das Kreuz gehört zu dem Schmucke, der in dieser Nacht

bei Herrn von Narbonne gestohlen wurde.

Adelaide.

Das ist nicht wahr!

St. Foix.

Das kann nicht seyn.

Jaques.

Ich verbürge es bei meinem Eide. Ich habe es verfertigt; es ist gezeichnet mit meinem Stempel und Monogramm.

Huissier.

Häscher, bringt sie zum Baillif.

Adelaide.

(sinkt zusammen und fällt dem Meister Jaques in die Arme.)

O der Schande!

St. Foix.

(springt zwischen die Häscher, die sie greifen wollen, und reißt sie aus den Armen des Meister Jaques.)

Zurück! Wer sich vor der Spitze dieses Degens nicht scheut, wage es, sie meinen Armen zu entreißen.

(mit dem einen Arm hält er Adelaiden, mit der andern Hand hält er den Degen zur Abwehr vor.)

Huissier.

(hebt den Stab.)

Im Namen des Gesetzes und Seiner Majestät Ludwigs des Vierzehnten rufe ich: Königsbann! — und verhafte dieses Mädchen (er berührt sie mit dem Stabe.) Zieht die Wehren, und nehmt sie fest. Bei Eid und Pflicht — bei Eurem Leben! — Entreißt sie ihm! —

St. Foix.

Versucht es, so lange Athem diesen Busen hebt, so lange Sehnen diese jungen Arme stählen. (die Häscher umringen ihn, und dringen mit blanken Waffen auf ihn ein, sein Degen zerbricht, er schleudert noch den Griff auf die Angreifenden und ruft verzweifelnd.)

Treulose Waffe! (in diesem Augenblick fassen sie ihn, und halten ihm die Arme fest, der Huissier ergreift Adelaide, und schleudert sie dem Gerichtsdiener in die Arme.

Huissier.

Vor die Gerichte mit ihr!

St. Foix.

Verlasse Dich auf Deinen Bruder! (indem sie abgeführt wird, fällt der Vorhang.)

Ende des zweiten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Ein reich ausgestattetes Zimmer im Hause des Herrn von Pontis.

Erster Auftritt.

Victoire und Frau von Pontis.

(Noten liegen auf einem Pulte.)

Victoire.

(spielt und singt.)

Halt ich meine Laut' im Arme,
Muß sie, wie ich greife, tönen,
Wohllaut borgen meinem Harme,
Weinen mit mir meine Thränen,
Meines Busens stilles Walten,
Meiner Seele dunkles Sehnen,
Wie mein Leid zum Lied gestalten
Und die Wehmuth mir verschönen.

Muß des Herzens leises Beben
Tief und schüchtern wiederklingen,
Hochgefühl und heitres Streben
Malen mit den kühnsten Schwingen

Meines tiefen Kummers Klagen
Zu dem Thron der Allmacht bringen,
Und wenn wild die Pulse schlagen
Rasen, bis die Saiten springen.

Doch ich lege, soll sie schweigen,
Schwer die Hand nur auf die Saiten,
Die sich meinem Willen beugen —
Ausgetönt hat Lust und Leiden.
Die Accorde sind verklungen
Ob sie jubelten vor Freuden,
Ob sie Gram und Schmerz gesungen
Wird kein Ohr mehr unterscheiden!

Könnt ich so auch dem Gefühle,
Das zur Qual mir ward beschieden!
Könnt ich so dem Saitenspiele
In der wunden Brust gebieten?
Oft drückt ich wohl beide Hände
Schwer auf's Herz, wenn Schmerzen wüthen.
Doch das Tönen hat kein Ende
Doch da wird es nimmer Frieden.

Frau von Pontis.

(die während des Liedes eintrat.)

Warum diese düstern Strophen, meine Tochter.

Victoire.

Es ist ein Lied.

Frau von Pontis.

Das aus Deinem Herzen zu strömen scheint.

Victoire.

Die Brust strömt aus, von was sie voll ist.

Frau von Pontis.

Kann Dich ein Hinderniß schon so verstimmen? Die Störung deines Festes? —

Victoire.

Gewiß nicht! —

Frau von Pontis.

Schmerzt Dich der Verlust des schönen reichen Schmuckes so sehr, der Dir zum Namenstags-Geschenke bestimmt war?

Victoire.

Den hielt ich des Beseufzens nicht werth.

Frau von Pontis.

Und doch sah ich unser Geschlecht schon um Geringeres in Thränen.

Victoire.

Jenen Theil desselben, der sein ganzes Daseyn nur am Putztische und von demselben erhält. Was berechtigt meine Mutter mich zu diesem schnatternden Trosse zu zählen?

Frau von Pontis.

Nichts, Gott sey Dank! Nichts bis diesen Tag.

Victoire.

Eine Blume kann ich beseufzen, eine Blüthe beweinen die von der Hand des Geliebten kommt —

Frau von Pontis.

Und hat das Brautgeschenk mindern Werth?

Victoire.

Nicht das Geschenk, der Geber nur verleiht denselben.

Frau von Pontis.

Herr von Narbonne —

Victoire.

Ist mein Bräutigam, auf den Befehl meiner Aeltern.

Frau von Pontis.

Nicht Deines Herzens?

Victoire.

Hielten Sie es wohl der Mühe werth, dieß zu fragen?

Frau von Pontis.

Weil sie dessen Zustimmung für unbezweifelt hielten.

Victoire.

Weil sie den Wahn der Welt getheilt. —

Frau von Pontis.

Die jedes Mädchen für glücklich halten muß, die dieser Mann mit seiner Wahl beehrt.

Victoire.

O über die Welt, die immer den Schein für die Sache nimmt. Wie wenig gehört oft dazu einen Menschen zu beglücken, und wie viel mangelt ihm, wenn dies Wenige fehlt.

Frau von Pontis.

Fehlt Dir dies Wenige?

Victoire.

Es fehlt, es fehlt, und mithin Alles!

Frau von Pontis.

Bald wirst Du mir ein Räthsel.

Victoire.

Die Auflösung wird bald erfolgen, geht es nach meinem Wunsche.

Frau von Pontis.

Diese Aeußerung überrascht mich bei Dir um so mehr. Bis jetzt schienst Du so klar und bestimmt in allen Deinen Ansichten, und zeigtest nicht die entfernteste Neigung die Zahl der überspannten Thörinnen zu vermehren, die fortwährend im Traume leben, aus langer Weile und Müßiggang den

Kummer gebären, und sich zum Gespötte der Vernünftigen machen. Hüte Dich diese Veränderung vor Jemand anders als Deiner Mutter zu zeigen. Wir leben in Frankreich, wo man zehn Thorheiten vor einer einzigen Lächerlichkeit vergißt. Und lächerlich müßtest Du werden. Die Wirklichkeit bietet Dir Alles, was das Daseyn Heiteres, Schönes und Wünschenswerthes hat, und Du flüchtest Dich mit Deinem unerfahrnen Herzen in das Reich der Chimären, um einem eingebildeten Mißgeschicke zu unterliegen.

Victoire.

Und wenn es nicht eingebildet wäre?

Frau von Pontis.

Das stünde erst zu beweisen. Was fände Deine Vernunft an diesem Manne auszusetzen?

Victoire.

Nun! — Ich verachte ihn als einen rohen Menschen.

Frau von Pontis.

Diesen feinen Mann?

Victoire.

Der so plump handelt.

Frau von Pontis.

Den Jedermann nur als äusserst zartfühlend kennt.

Victoire.

O nicht in dem was die Welt mit beschränkter Sehkraft lobt und tadelt, nicht in des Umgangs wohlgeglätteter Außenseite kündigt sich der Seele Rohheit oder Zartgefühl. Er wirbt um mich. Doch nicht bei meinem Herzen. — Das scheint ihm überflüßig. Wer fragt auch darnach in dem Cirkel wo er gilt? — Er wendet sich an meine Eltern, behandelt mich wie eine Sache, die man mit Geld bezahlen

kann. Ob ich ihn liebe, oder lieben kann — ob ich unglücklich, oder glücklich werde, das dünkt ihm nicht einmal der Frage werth. — Er will ja nur glücklich seyn! Will's seyn durch mich! — Will mich besitzen —

Frau von Pontis.

O Victoire —

Victoire.

Der große Egoist, der mich mit seiner lächerlichen Anbetung verfolgt.

Frau von Pontis.

Wie falsch deutest Du sein Streben, Dir zu gefallen.

Victoire.

Mit Geschenken und faden Complimenten? — Kein Schimmer von Hoffnung ermunterte ihn dazu, und dennoch ließ er nie ab, sich aufzudringen. Ach Mutter! Es giebt nichts Unerträglicheres, als die Zudringlichkeit eines Mannes! Verächtlicher als der Bettler ist der Reiche in seiner Einbildung, der durch Zwang des Ansehens und durch die Macht seiner Geschenke eine Gabe zu erringen sucht, die nur als ein freies Opfer eines ungebundenen Herzens wahren Werth erhält. Und wie niedrig muß der Mann von dem Mädchen denken, die Geist und Sinne durch solche Erbärmlichkeiten sich bestechen läßt!

Frau von Pontis.

Bestechen und verblenden will der Mann nicht mit seiner Liebe Gaben und Geschenken. Er liebt es nur, den Gegenstand seiner Zärtlichkeit und Achtung mit dem Schönsten und Seltensten zu erfreuen und zu schmücken.

Victoire.

Der Mann, der wahre Mann, wird aber immer erst erforschen, ob er auch geliebt wird. Und verheißt ihm kein

Zeichen die Erhörung seiner Triebe, so wird er schweigend lieben, schweigend sein Herz eher brechen lassen, ehe er die stärkste Leidenschaft seiner Brust verräth. An einen solchen Mann könnte sich dieß stolze Herz in seliger Hingebung schmiegen, ihn verehren, lieben, anbeten, seine Sclavin zu seyn, wäre Seligkeit. Statt dessen opfert man mich dem Selbstsüchtigen und seinen Haufen Goldes.

Frau von Pontis.

Die zarteste Sorge für Dein Wohl leitete unsere Wahl.

Victoire.

Weil Sie meinten, alle Glückseligkeit mit diesem angebeteten Mammon auf mich zu häufen.

Frau von Pontis.

Herr von Narbonne wird von aller Welt als eine beneidenswerthe Parthie betrachtet. Wie konnten wir vermuthen, daß Du nicht dem Manne mit Entzücken angehörtest, den Jedermann der Liebe so würdig hielt? Schienst Du doch bisher, ohne jede andere Neigung, weder Liebe noch Widerwillen für Jemand zu empfinden. Und seit wann ist es Sitte in unserm Lande, in unserm Stande, daß die Eltern fragen, wenn sie die Zukunft Ihrer Kinder feststellen wollen.

Victoire.

Leider! Leider!

Frau von Pontis.

Darum bedenke Dich wohl Victoire. Dein Vater ist gut, und liebt Dich über Alles. Er hat sein Wort gegeben, das er noch nie ohne redlichen Grund zurückzog. Er wird von dem Rechte Gebrauch machen, das ihm zusteht, ohne auf Deine Einwürfe zu hören, wenn Du nicht triftigere Ursachen angeben kannst.

Victoire.

Mutter! Mutter! Dann bin ich verloren. Ich kann diesen Mann nicht lieben, ich kann nie die Seinige werden.

Frau von Pontis.

Weil Dich keine glühende gewaltsame Leidenschaft zu ihm zieht. Hättest Du so viel Erfahrung, wie ich, Du würdest gerechter gegen den Mann seyn, der alle Eigenschaften zu einer Ehe ohne Stürme besitzt. Bist du auch erfahren genug über den innern Werth eines Mannes zu urtheilen?

Victoire.

Ich bin noch zu jung, ich weiß es. Ich brüste mich auch nicht mit tiefer Menschenkenntniß, aber vergebens rufe ich die Stimme der Vernunft gegen die Abneigung meines Herzens zu Hülfe. Ich kann nicht! Ich kann den Gedanken nicht ertragen die Gattin dieses Mannes zu werden. O wenn Du wüßtest, wenn du den wahren Zustand meines Innern erschautest —

Frau von Pontis.

Und was ist Schuld, daß er mir noch unbekannt ist?

Victoire.

Die Schüchternheit —

Frau von Pontis.

Kein Altar ist so heilig als der Mutterbusen, was Du dem vertraust, ist so sicher verwahrt, als am geweihtesten Orte. Niemand meint es mit Dir so redlich als das weiche gefühlvolle Mutterherz.

Victoire.

Ja, Dir will ich es sagen. Wie thöricht vielleicht auch meine Gedanken seyn mögen, Du verlachst mich nicht, Du hast Nachsicht mit mir, Du bist meine Mutter. Ein unbekanntes Etwas, das ich mir selbst nicht erklären kann erfüllt mich mit Entsetzen, wenn ich diesen Mann erblicke. — Ich kann mir

nicht helfen! — O verstoße mich nicht! — Du bist so gut! so gut! —

Frau von Pontis.

Nur weiter, weiter!

Victoire.

Ein Schauer durchrieselt mich, wenn er nur naht — eine entsetzliche Angst erfaßt mich. — Wenn er meine Hand berührt zittre ich — wenn er einen Kuß darauf drückt, bin ich einer Ohnmacht nahe — und — nein! nein! ich kann nicht alles sagen.

Frau von Pontis.

Leise, leise — aber verschweige nichts.

Victoire.

Die Furcht von seinem Arm umschlungen zu werden, droht mir mit dem Wahnsinn, Ach! — und ehe ich es duldete, daß seine Lippen die meinen berührten — würde ich sterben. (Sie verbirgt das Gesicht ganz an dem Busen ihrer Mutter, und weint heftig.)

Frau von Pontis.
(Mit einem Seufzer.)

Armes Kind! — Bis zu dieser Stärke ist der Widerwille gediehen!

Victoire.

Wenn er mich anlächelt, glaube ich den Hohn eines grinsenden Teufels in seinen Augen zu lesen, der über eine gelungene Täuschung triumphirt, da überfährt mich jenes unheimliche Grauen, das man in der Nähe großer Verbrecher und scheußlicher Mörder empfindet.

Frau von Pontis.

Und ein unerklärliches Etwas erfüllt Dich mit diesem Entsetzen? Eine Ahnung, der Du keinen Namen zu geben

weißt? Sollte dieses Etwas nichts mehr seyn, als ein unbezweifeltes Nichts, als eine Mädchengrille? Oder wäre ein belebender Gegenstand vorhanden, der Dir die Augen blendete gegen alle die Vorzüge, die Jedermann dem Herrn von Narbonne zugesteht?

Victoire.

O meine Mutter!

Frau von Pontis.

Erröthe nicht! Schenke mir kein halbes Vertrauen. Jetzt sieh mich an, wenn Du es vermagst.

Victoire.

Ich kann —

Frau von Pontis.

Still! — Dein Vater kommt! fasse Dich! Jetzt keine Thräne.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Herr von Pontis.

Baillif.

Der gestohlene Schmuck ist gefunden.

Frau von Pontis.

Ist es möglich?

Baillif.

Unvermuthet kam man auf die Spur, der Thäter lieferte sich selbst dem Gesetze aus.

Frau von Pontis.

Durch welchen Zufall?

Baillif.

Nichts ist Zufall, Bestimmung Alles!

Frau von Pontis.

Wer hat ihn gestohlen?

Baillif.

Wahrscheinlich ein Mädchen —

Victoire.

Ein Mädchen?

Baillif.

— das diesen Morgen zu Meister Jaques kam, um ein Brillantkreuzchen zu verkaufen. Augenblicklich erkannte er seine Arbeit, und Stempel und Zeichen ließen keinen Zweifel, daß es ein Theil des geraubten Schmuckes sey. Er machte die Anzeige seiner Pflicht gemäß, und die Diener des Gerichts sind beschäftigt, die Person einzuziehen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Secretär des Gerichts.

Secretär.

So eben brachte man das Mädchen, Herr Baillif.

Baillif.

Wo fand man sie?

Secretär.

Bei der Familie des Schließers Colas.

Baillif.

Im Hause Bernards? im Hafen?

Frau von Pontis.

Dort lebte sie?

Secretär.

Still und eingezogen wie man sagt.

Baillif.

Wie heißt sie?

Secretär.

Adelaide Palombe. Sie ist unbekannt in dieser Stadt, und kennt weder ihre Eltern, ihr Vaterland, noch ihre Heimath.

Baillif.

Wie kam sie in Bernard's Haus?

Secretär.

Durch Herrn Saint Foix.

Victoire.

(aufmerksam.)

Saint Foix?

Baillif.

Der Pflegesohn des Herrn von Narbonne.

Secretär.

Er sorgte bisher für ihren Unterhalt.

Frau von Pontis.

Ist sie hübsch?

Secretär.

Von ausgezeichneter Schönheit.

Victoire.

(hält sich an einem Sessel.)

Baillif.

Saint Foix? das ist von Bedeutung.

Secretär.

Er war Gestern, und diesen Morgen auch schon sehr früh

bei ihr. Als man sie verhaftete, war er zugegen, und wollte sich dem Huissier widersetzen. Er zog den Degen —

Baillif.

Ha!

Secretär.

Der ihm bei der Vertheidigung zerbrach. Während die Gerichtsdiener die Delinquentin fortbrachten, verließ auch er das Haus.

Baillif.

Schon gut! Schon genug! Wo ist das Mädchen?

Secretär.

Im Gerichtssaale. Sie wartet auf das erste Verhör. Der Schrecken überwältigte sie, als sie eintrat, und wie ohnmächtig sank sie zusammen.

Baillif.

Stand man ihr bei?

Secretär.

So gut es möglich war.

Frau von Pontis

Sie ist jung und ein Frauenzimmer. Ich will gleich stärkende Mittel schicken.

(sie eilt ab.)

Baillif.

Sind die Schöffen gerufen?

Secretär.

Es ist geschehen.

Baillif.

So lassen Sie alles zum Verhör ordnen, ich werfe mich nur in meine Soutane.

(er geht durch die Seitenthüre, der Secretär durch die Mitte ab.)

Vierter Auftritt.

Victoire und Saint Foix.

Victoire.

Der Verbrecherin steht man mit stärkenden Mitteln bey. (sie setzt sich.) Es kann ihr nicht schlimmer zu Muthe seyn, als mir.

St. Foix.

(eilt verstört und aufgeregt herein.)

Dank meinem Schöpfer, daß ich Sie finde, mein Fräulein.

Victoire.

(fährt von dem Sitze auf.)

Ha, mein Gott! mein Gott!

St. Foix.

Erschrecken Sie nicht, mein Fräulein, entsetzen Sie sich nicht über meine Zudringlichkeit. Angst und Verzweiflung treiben mich zu ihren Füßen. Der fürchterliche Drang des Augenblicks weist mich an Sie, an Sie allein, als den einzigen Rettungsengel, in der ganzen weiten Schöpfung.

Victoire.

(mit Fassung kämpfend, für sich.)

Gieb mir Kraft, gekränkte Liebe, halte mich aufrecht, beleidigter Stolz.

St. Foix.

Ein armes Mädchen wurde von Schergen vor Gericht geschleppt, eines schändlichen Vergehens angeklagt. Ich bitte, ich flehe um Ihren Beistand, um Ihre Verwendung für das verwaiste Kind, das Niemand auf der Welt besitzt, das sich seiner annimmt.

Victoire.

(gefaßter und scharf.)

Das, das führt sie zu mir?

St. Foix.

Sie hatte mich allein, der sie vertheidigte; ein unerbittliches Schicksal entreißt ihm diesen Schutz. Ich habe Niemand als Sie, dem ich vertrauen könnte und möchte. Niemand als Sie, um dessen Fürsprache ich bitten möchte, Niemand als Sie, die ich als das höchste und edelste verehre!

Victoire.

[bitter.]

Meine Fürsprache für eine Diebin?

St. Foix.

Gott weiß, durch welche Verkettung, durch welchen Irrthum sie der Schein verdächtigt, doch sie ist unschuldig, ich kann es beschwören! Ihr reiner Sinn ist unfähig selbst in der höchsten Noth zu dieser Niedrigkeit herabzusinken.

Victoire.

Sie kennen sie genau?

St. Foix.

Würd' ich es sonst wagen, so für sie zu sprechen? Sie zu ihrem Schutze aufzufordern? O mein Fräulein, Sie sind der Abgottt Ihres Vaters, seine einzige Freude, sein höchstes Gut, er wird Ihren Bitten nicht widerstehen können, der geliebten Tochter sein Ohr nicht verschließen.

Victoire.

Sie kennen ihn nicht, er ist sehr strenge.

St. Foix.

Mag er es gegen Andere, mag er es gegen mich seyn, Ihnen wird er nichts abschlagen können; der Ton ihrer

süßen Stimme, eine Thräne des Mitleids auf seine Hand geweint, wird die härteste Rinde seines Herzens erweichen!

Victoire.

Und um was soll ich ihn bitten, um was suchen Sie nach?

St. Foix.

Um Nachsicht mit dem jungen unerfahrenen Mädchen, das verstört und eingeschüchtert sich nicht wird zu fassen wissen. Um Schonung, Vermeidung peinigender Inquisition, Vermeidung der Folter, um die Wahrheit zu erpressen. Es wird, es muß sich zeigen, daß sie unschuldig ist. Aber wenn sie freigesprochen, entsühnt, der Verdacht widerlegt und ihre Ehre wiederhergestellt ist, dann steht sie allein in der Welt ohne meinen Beistand, den ich ihr nicht länger weihen kann. O dann, bitte ich, nehmen Sie sich ihrer an. Es wird Ihnen so leicht werden, als Frau des ersten und reichsten Hauses, die arme Waise zu versorgen.

Victoire.

Was macht Sie zu einem so warmen Fürsprecher? —

St. Foix.

Gleiches Schicksal von unserer frühesten Jugend an. Der Ueberfall der Häscher und Gerichtsdiener störte uns mitten im bedeutungsvollen Austausche unserer Erinnerungen, aber ich ahne den engsten Zusammenhang unserer Verhältnisse.

Victoire.

(sieht ihn groß an. Zorn und Indignation wechseln in ihren Zügen, Wuth und Verachtung mischen sich in den Ton, mit dem sie endlich fragt.)
Sie lieben sie?

St. Foix.

(erstaunt.)

Ich?

Victoire.

Lieben Sie sie nicht?

St. Foix.

Ja — wie eine Schwester. Wie eine jüngere Schwester, bei der ich Vaterstelle zu vertreten habe. Ich fand sie arm und hülflos, und rettete sie vom Verderben. Sie verdankt mir Alles. Vor einer Stunde schloß ich feierlich mit ihr den Bund, und war eben im Begriff zu erforschen, ob mir nicht noch heiligere Pflichten, als die der Dankbarkeit, ein Recht auf sie erwarben.

Victoire.

Hoffen Sie mich, mich durch ein Mährchen zu täuschen?

(sie wendet sich verächtlich ihn zu verlassen.)

St. Foix.

(hingerissen von seinem Gefühle.)

O bleiben Sie und hören Sie mich! Seyn Sie barmherzig wie der unfehlbare Richter über uns, der auch dem Verworfensten das Recht sich zu vertheidigen nicht entzieht. Hören Sie mich! Alle Welt möge mich verdammen, und mein Verhältniß zu diesem Mädchen strafbar finden, Sie sollen, Sie dürfen nicht unrecht von mir denken! Das wäre das Urtheil meines moralischen Todes.

Victoire.

Glauben Sie etwa, daß es mich interessiren könnte, Ihre Rechtfertigung zu hören?

St. Foix.

(sieht sie scharf an.)

Victoire.

(schlägt die Augen nieder.)

St. Foix.

(gefaßter.)

Einst glaubte ich so was! — Thörichte Einbildung; —

Nun, es ist vorüber! Letzter Stab, auf den ich mich stützen wollte — du brichst! Verächtlich werfe ich dich von mir! Der Bettler wird auch ohne dich seine Straße wandern! (will rasch fort.)

Victoire.

(rasch.)

Saint Foix! Bleiben Sie! Bleiben Sie! Ich will Sie hören.

St. Foix.

Nun denn! — Seit längerer Zeit war meine Heiterkeit verschwunden, die mir so manche Freundschaft zuzog. Ich liebte es, einsam und für mich zu wandeln. Damit kein äußerer Eindruck die süße Träumerei meines Herzens störte, bestieg ich eines Abends die leichte Barke und ruderte sinnend hinaus auf die ruhig strömende Loire. Der stille Mond, die glänzenden Lichter des Himmels spiegelten sich in den gelben Wogen, denen ich das Schifflein überließ. Noch dachte ich an keine Rückkehr, und langte eben bei einem jener Gärten an, welche die Vornehmen unserer Stadt, ausserhalb der Thore, zur Verhüllung ihrer Abentheuer mit verschwenderischem Luxus unterhalten. Tumultarische Töne eines rauschenden Bachanals fesselten meine Aufmerksamkeit. Ich hielt die Barke an. Gelächter, Geschrei, Zank und Drohen verschiedener Männerstimmen, tönten aus einem Pavillon, dessen Läden verschlossen waren. Dazwischen hörte ich den flehenden Hülferuf eines Mädchens, der mir durch die Seele schnitt, unterbrochen und übertäubt durch das rauhe heisere Gekreische eines alten Weibes. Der wüste Traum meiner Kinderjahre tauchte vor meiner Erinnerung auf. Ich glaubte, die Quälerin meiner ersten Jugend die mich aus dem Vaterhause raubte, in diesem Mißtone zu erkennen.

Victoire.

Wer sollte das seyn?

St. Foix.

Eine alte Zigeunerin, ausschweifend und ruchlos, wie ihr ganzes wanderndes Volk. Seit Jahren war es mein sehnlichster Wunsch ihr zu begegnen, um das Bekenntniß meiner Abkunft von ihr zu erzwingen. Rasch daher entschlossen sprang ich aus dem Kahne an's Ufer, und war in wenig Sätzen auf dem Perron des verschlossenen Pavillons. Auf mein Klopfen wurde alles stille, die Lichter erloschen, und ich hörte nur noch ein dumpfes Geräusche. Furcht kannte ich nie; aber in diesem Augenblicke hätte mich nichts, selbst die entschiedenste Uebermacht nicht, zurückgehalten. Mit gezogenen Degen, zur Vertheidigung gerüstet, stemmte ich mich mit der Schulter gegen die leichte Thüre, die nach kurzer Anstrengung aber erst den Tritten meines Fußes nachgab. Ich stürzte in ein weites finsteres Gemach, und als ich einen Laden aufgestoßen hatte, glaubte ich ein Rendezvous von Geistern gestört zu haben — denn alles war leer und still, und nirgends bemerkte ich einen Ausgang. Staunend über das seltsame Abentheuer stand ich noch unschlüßig, als sich die damastenen Vorhänge des Hintergrundes bewegten, und ein Mädchen, jung und schön, sich weinend zu meinen Füßen warf.

Victoire.

Und das war?

St. Foix.

Adelaide, die mich beschwor, sie zu retten, zu schützen, und dem verderblichen Aufenthalte zu entziehen.

Victoire.

Wer bedrängte sie?

St. Foix.

Eine Zigeunerin, die sie peinigte, seit sie denken konnte; die sie tyrannisirte, und vergebens durch Schläge, Hunger und Drohung zum Bösen verleiten wollte, hatte sie in dieses Haus gebracht, und einer Bande junger Wollüstlinge zum Opfer verkauft.

Victoire.

(wendet sich ab.)

St. Foix.

Eben wehrte sie sich gegen die Gewalt der Alten, und widerstand nur noch schwach der Rohheit dieser Barbaren, als meine Stimme auf dem Perron erscholl, und mein Klopfen sie erschreckte. Meine Gestalt, meine Kleidung, der blitzende Degen hatten sie getäuscht. Die Zigeunerin, welche durch ein Gitter lauschte, schrie: die Marechaussée. Alle flohen davon, und die verfolgte Taube blieb zurück, die sich hinter die schweren Gardinen geflüchtet hatte.

Victoire.

Und wie entschwand die Gesellschaft?

St. Foix.

Durch eine Thüre im Boden, über eine Treppe, die zu dem Ausgange unter dem Pavillon führte, wo die Barke in der Halle angebunden war. Noch erblickte ich sie in der Ferne, als ich schnell berichtet nacheilte, aber erreichen konnte ich sie nicht mehr.

Victoire.

Auch die Zigeunerin nicht entdecken?

St. Foix.

Alle Nachforschungen waren vergebens, die ich mehrere Tage hindurch anstellte. Die Bande war bereits abgezogen, zu der sie gehörte.

Victoire.

Aber der Besitzer des Gartens?

St. Foix.

Blieb mir unbekannt. Im Eifer, die Flüchtigen einzuholen, vergaß ich die Umgebung genau zu betrachten. Ich nahm das Mädchen in meine Barke, und ruderte nach; aber mit der größten Anstrengung aller meiner Kräfte blieb ich weit zurück. Der Vorsprung war zu groß. Sie hatten ein Segel aufgezogen und sich bald links, bald rechts gewendet. Bald segelten verschiedene Kahne in derselben Richtung, und als das weiße Signal in die Nacht versank, wußte ich selbst nicht mehr, auf welcher Seite ich gelandet hatte. Am andern Morgen suchte ich vergebens an beiden Ufern. Viele Pavillons stehen dort, alle haben ähnliche Landungsplätze in den untern Hallen. Ich konnte den rechten nicht herausfinden.

Victoire.

Warum riefen Sie die Gerichte, die Polizei nicht zu Hulfe?

St. Foix.

Aus Rücksicht für das arme Kind, dessen unverstellte Schamhaftigkeit, ich nicht verletzen wollte.

Victoire.

(leicht erröthend.)

Ich tadle Sie nicht.

St. Foix.

Sie war eine Waise wie ich, und lebhafter rührte mich ihr Zustand, als Andere. Ich brachte sie deshalb zu armen, aber rechtschaffenen Leuten, zur Familie des Schließers Colas, der mich als hülflosen Knaben unter sein Dach nahm, der mir aus Dankbarkeit noch immer anhängt, weil ich seinen Sohn aus den Fluthen rettete. Eben war ich dort, als sie mir erklärte, sie habe ein Demantkreuzchen, das sie lange

verborgen auf der Brust getragen, bei Meister Jaques verkaufen wollen, um mir den Erlös davon als Reisegeld aufzudringen, weil ich entschlossen bin, nichts mit mir zu nehmen, und das Haus des Herrn von Narbonne zu verlassen, so arm, als ich es betrat.

Victoire.

(aufgeregt.)

Sie wollen fort? Sie wollen das Haus des Herrn von Narbonne verlassen? Fliehen wollen Sie?

St. Foix.

(blickt verstummend zu Boden.)

Victoire.

Saint Foix, blicken Sie mich an! Sehen Sie mir ins Auge! Warum wollten Sie fliehen?

St. Foix.

Das kann ich, das darf ich nicht sagen,

Victoire.

Nicht? O! nun weiß ich woran ich bin. O gehen Sie Abscheulicher! fliehen sie mit dieser Adelaide, wenn es Ihnen anders gelingt, Ihre Befreiung zu bewirken!

St. Foix.

Fräulein, was fällt Ihnen ein!

Victoire.

Fliehen Sie mit ihr, das ist die gerechte Strafe für die Verirrung meines unerfahrnen Herzens; das ist der Lohn für die verborgenen Triebe, die ich bis zum Frevel in meinem Busen nährte! Nein, nein! Es ist kein Glück, kein Segen auf der weiten Erde, als im Gehorsame gegen seine Eltern! — O gehen Sie! Sie haben meinen Glauben an Männerwerth auf ewig ausgerottet! Nun ist mir Alles gleich. Geschehe mit mir, was wolle. Sey nun der E i n e schlechter

als der Andere, sie sind im Grunde Alle gleich — und ob ich Diesem oder Jenem angehöre — ich bin das Opfer des barbarischen Geschlechts.

St. Foix.

(kaum seiner mächtig.)

Fräulein!

Victoire.

Mag man den Altar immerhin bereiten, das Opfer murrt nicht mehr! Es folgt dem Ausspruch seiner wackern Eltern! O Mutter! Mutter! Du sprachst wahr! – Das Mutterherz nur meint es gut mit mir.

(sie sinkt in einen Stuhl, und bedeckt das Gesicht schluchzend mit den Händen.)

St. Foix.

(von der höchsten Ueberraschung ergriffen, will sprechen und vermag es nicht, erst als Victoire niedersinkt, bricht seine Wallung in allen Flammen aus.)

Licht von Oben, wie blendend ist dein Strahl! Ich, ich, der sich der Aermste hielt auf der Welt, bin plötzlich reicher als alle Könige der Erde! Ist's Wahrheit, ist's ein Traum, was ich vernahm! O Wonne! Wonne! Inbegriff des Höchsten, das des Schöpfers Güte uns bereitet, zersprenge nicht die Brust des armen Sterblichen! Ich bin geliebt! Geliebt von ihr?

Victoire.

Ja, mögen Sie es wissen, und triumphiren über meine Schwäche. Mein Elend ist so groß, daß dieser Hohn es nicht vermehren kann. — Ja, ich liebte Sie mit einem Feuer, einer Gluth, die mich selber zittern machte! Gehen Sie nun, und verlachen Sie die Thörin im Arme dieses Geschöpfes.

(sie will fort.)

St. Foix.

Um Ihrer selbst willen, verlassen Sie mich jetzt nicht. — Ich will, ich muß sprechen. Vergessen Sie nicht, daß Sie mich dazu zwingen. Ich liebte Sie von dem ersten Augenblicke an, wo ich Sie sah.

Victoire.

Mich, mich?

St. Foix.

Ich schwöre es. Nie wurde ein Weib so innig, so zärtlich, so rein und keusch geliebt! Ich liebte! liebte Sie mit aller Macht der Sinne, mit allem Wahnsinne der Leidenschaft.

Victoire.

Das glaubte ich zu errathen.

St. Foix.

Sie irrten sich nicht. Aber ich achtete sie auch höher, als alle Wesen dieser Erde. Verflucht die Liebe, die den Gegenstand derselben aus Egoismus in den Staub ziehen kann. Drum wagte ich wohl das Auge zu Ihrer Schönheit zu erheben, doch nie den Wunsch nach Ihrem Besitze Gehör zu geben. Mir sagte die Vernunft, Sie dürften keinem Menschen ohne Stand und Namen, keinem Heimathlosen ohne Herkunft und Familie angehören! Für edle Seelen wäre diese engherzige Schranke kein Hinderniß, aber die Welt urtheilt anders, und von ihr will ich geachtet wissen, was ich liebe.

Victoire.

Das Ideal der Männlichkeit, das ich mir träumte!

St. Foix.

Ich sah die Gefahr, und war entschlossen, sie zu fliehen. Aber er, der selber vor ihr zittern sollte, schürte die Gluth, die er dämpfen sollte, zur Flamme! Mein Pflegevater sandte mich täglich mit Blumen, Wünschen und Geschenken.

Victoire.

Sie hatten nur Werth für mich durch den Ueberbringer.

St. Foix.

Ich mußte ihm gehorchen! fest entschlossen kam ich, mich vor dem Pfeile des Gottes mit dem Schilde der Pflicht heiliger Dankbarkeit zu schützen. Es war umsonst! Tiefer drückt ich ihn in die Brust, je mehr ich mich von ihm zu befreien strebte. Heftiger entzündet, als ich kam, verließ ich Sie — und gieng, und liebte hoffnungslos — wußte für wen man Sie bestimmt hatte! Mit Thränen gestand ich mir, daß er der Einzige ist, der Sie beglücken kann, der Einzige, den Sie lieben müssen.

Victoire.

Sie täuschen sich, wie Alle, die mich mit seinem Lobe betäuben wollen.

St. Foix.

Er ist der Edelste der Menschen.

Victoire.

Ich sah es ein, daß Alles was das Leben verschönt, Ihnen nur durch ihn geboten werden kann, und ich traute mir Stärke genug zu, wie das Insekt im Strahle der Sonne, im Glanze Ihrer Schönheit auszudauern, wenn ich diejenige mit allem Ueberfluß des Reichthums und des Wohlstandes umgeben sähe, den ich selbst so gerne um Sie verbreitet hätte. Da — zürnen Sie nicht über meine Vermessenheit — da glaubte ich in Ihrem Auge den verwandten Strahl meiner Seele zu erkennen, und fürchtete, von der mühsam erklommenen Höhe auf die gemeine Erde zu sinken. Je näher der Tag Ihrer Verlobung rückte, desto bestimmter glaubte ich meine Wahrnehmung bestätigt. Und als ich Gestern der Musik, die ich

Ihnen brachte, den Text unterzulegen wagte, in dem ich meine geheimste Empfindung aussprach — als ich eine Thräne in Ihrem Auge zu bemerken glaubte, wie Sie ihn durchlasen; — da stand es fest vor meiner Seele, du mußt fliehen.

Victoire.

Nun? Weil Sie die Schwäche dieses Herzens durchschauten, die Stolz und Anstand nicht mehr verbergen konnten?

St. Foix.

Weil ich nicht, wie der gemeine Dieb meines Wohlthäters heiligstes Gut entweihen wollte und mich doch zu schwach fühlte, der reizendsten Versuchung zu widerstehen. Ihre Verlobung sollte heute statt finden. Victoire von Pontis durfte mein Auge mit Neid anstaunen — Frau von Narbonne ist mir ein verbotenes Gut. Stille wollte ich mich selbst verbannen, und meinen Gram in fernen Ländern unbeachtet niederringen! — Da trieb mich die Noth meines Schützlings zu Ihren Füßen, und ihr Argwohn entriß mir mein Geheimniß.

Victoire.

Und jetzt — jetzt können Sie noch bei dem Entschlusse verharren, den nur die Hoffnungslosigkeit erzeugte.

St. Foix.

Ich bin glücklich, ich leugne es nicht; die Gewißheit, Ihre Liebe zu besitzen schwellt meine Brust, und da Sie den Beweggrund kennen, der mich zum Schutze der armen Adelaide aufforderte, werden Sie nicht anstehen, meine Stelle bei der Waise zu übernehmen. Sie wird Ihnen heilig sein, als eine Schwester, wie Sie es mir bisher gewesen. Diese Größe traue ich dem Herzen zu, das nur erhaben schlagen kann; und getrost, beruhigt ziehe ich hinaus.

Victoire.

Und ich soll allein zurückbleiben? — Elend, verlassen? — Ich soll mein Leben nach dem Fernen verseufzen?

St. Foix.

Werde i ch glücklich in der Fremde seyn?

Victoire.

Wenn ich Ihnen gestehe, daß ich den Gedanken nicht ertragen kann, ohne Sie zu leben? Jetzt weniger noch als sonst, nun ich Sie ganz kenne; weniger als sonst, wo ich den Tod als einzige Rettung ansah — weil ich die Ihrige nicht zu werden hoffen durfte.

St. Foix.

Ist denn auf einmal Alles verändert? Sind alle Hindernisse gehoben, und alle Rücksichten verschwunden, die meinen Entschluß erzeugten?

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Narbonne.

Narbonne.

(tritt unbemerkt von Beiden unter die Thüre, bleibt erstaunt bei ihrem Anblick stehen, und hört mit Spannung zu.)

Victoire.

Und wenn ich Ihnen bekenne, daß ich nur widerstrebend, mit Abscheu, mich dem Zwange der Convenienz gefügt hätte, daß ich vor Gram vergangen wäre, in den Armen des niegeliebten Mannes? daß ich aber jetzt fest entschlossen bin, nur d e m anzugehören, dem sich das Herz geweiht, daß ich Sie nun lieben muß, mit aller Kraft der entfesselten Sinne? Wenn

ich Sie beschwöre, mir die Seligkeit zu gönnen, an dieser Brust in diesen Armen zu sterben?

St. Foix.

Muß es denn nicht seyn?

Victoire.

Liebst Du mich denn nicht mehr?

St. Foix.

Mehr als je!

Victoire.

Bist Du nicht der Meine?

St. Foix.

Ewig, unauflöslich!

Victoire.

Nun so versuche es! Entreiße Dich den Armen, die Dich umschließen! Stoße mich von Dir! Es wird Dir nicht gelingen! Denn eher folg ich Dir von Land zu Land, von Port zu Port, und zögst Du bis dahin, wo die Pole sich berühren! Ich laß' Dich nicht!

St. Foix.

Gott mein Herr! Zeuge und Richter meines Kampfes, stärke mich, daß ich nicht unterliege! — Victoire, ich habe schon Alles erschöpft! Was kann ich noch sagen, um Dir die Nothwendigkeit meiner Entfernung zu beweisen. Denke an das Vorurtheil der Welt, Deines Standes, denke an den Gram, an den Fluch Deiner Eltern, denk' an meine Schmach, und die Verzweiflung meines Wohlthäters.

Victoire.

Ich trotze Allem, ich trotze Allem! Du bist meine Welt, meine Ehre, mein Gott! Bist Du nur mein, so ist auf Erden keine Macht, die uns mehr trennen kann! (Sie schmiegt sich fest an ihn.)

Narbonne.

(der wankte, und sich an einen Sessel hielt, über den er sich beugte und das Gesicht verhüllte, spricht dumpf und hohl für sich:)

Wer weiß! —

St. Foix und Victoire.

(fahren erschrocken auseinander, und sehen sich um. Wie sie Narbonne erblicken bleiben sie sprachlos stehen. Saint Foix blickt erröthend nieder und Victoire verhüllt das Gesicht.)

Narbonne.

(tritt zwischen beide.)

Seyd ruhig, erschreckt nicht! Ich bins allein! Mir ahnete daß zwei Liebende, in solcher Unterhaltung den Einsturz des Himmels überhören würden. Ich wachte, daß man Euch nicht überraschte. Niemand sah und hörte Euch, außer mir.

St. Foix.

(dre sich mühsam faßte, nimmt Victoire bey der Hand, und führt sie aus dem Gemache, sie folgt ihm ohne aufzublicken.)

Sechster Auftritt.

Saint Foix und Narbonne.

St. Foix.

(kehrt an der Thüre um, und tritt bescheiden, aber weder gedrückt noch kleinmüthig vor Narbonne.)

Mein Pflegevater, mein Wohlthäter!

Narbonne.

Keine Enschuldigung.

St. Foix.

Hören Sie mich!

Narbonne.

Ich habe Alles gesehen und gehört. Weiß ich nicht genug?

St. Foix.

Wenn das ist, so wird es mir leicht seyn, mich zu vertheidigen.

Narbonne.

Mein Herz entschuldigt Dich besser, als es Dein Mund vermag.

St. Foix.

O diese Güte, diese Großmuth schmettert mich tiefer nieder, als alle Vorwürfe es vermöchten.

Narbonne.

Still! man kommt!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Herr von Pontis und der Gerichtsdiener.

Baillif.

(im Eintreten, als er St. Foix erblickt) Ha! da ist er! (wendet sich schnell zum Secretär.) Holen Sie die Wache.

Secretär.

(legt die mitgebrachten Papiere und das Demantkreuzchen auf den Tisch und geht schnell ab.)

Baillif.

Hier find' ich Sie, Herr St. Foix. — Man sucht Sie in allen Winkeln dieser Stadt.

St. Foix.

Mich?

Narbonne.

Warum?

Baillif.

Um ihn zu verhören, und mit dieser Diebin zu confrontiren. Er war bei ihr, als man sie verhaftete, und widersetzte sich dem Gerichte.

St. Foix.

Weil sie schuldlos ist. Noch jetzt bin ich bereit, sie zu vertheidigen, und hoffe, daß mein Zeugniß sie von jedem Verdachte reinigt.

Baillif.

Vertheidigen Sie sich selber, Sie werden es nöthig haben. (zu den Häschern, die mit dem Secretär eintreten.) Nehmt diesen Herrn gefangen, und bringt ihn in sichere Verwahrung!

St. Foix.

Herr von Narbonne, werden Sie das zugeben? — Ich habe gefehlt gegen Sie, ich kenne meine Schuld, aber ich kann nicht glauben, daß Sie mich einer entehrenden Behandlung preißgeben.

Narbonne.

Sie finden keine festere Stütze, keinen wärmern Vertheiger; Sie haben mich nicht verkannt. Herr von Pontis, — kann meine Bürgschaft —

Baillif.

Sparen Sie jedes Wort, Herr von Narbonne, Ihre Verwendung ist vergebens! Sie sind mein erwählter Schwiegersohn, ich liebe, ich verehre Sie, aber nichts kann den gerechten Richter bestechen. Ich handle nach meiner Pflicht, und halte die Wage der Themis mit eiserner Hand. Selbst meines Königs Wort könnte ihre Schaale weder sinken noch steigen machen!

Narbonne.

So gehen Sie Ihrem Geschicke entgegen; doch zählen Sie auf Ihren wärmsten Freund.

St. Foix.

Gott! mein Gott! ich vergehe!

(er wird abgeführt.)

Achter Auftritt.

Herr von Pontis und Narbonne.

Baillif.

Ihre Verblendung ist unbegreiflich! Sind alle Umstände, die gegen ihn zeugen, noch nicht im Stande, Ihr Vorurtheil für diesen Menschen zu schwächen?

Narbonne.

Ich kann den Gedanken nicht fassen, daß er eines solchen Vergehens fähig seyn könnte.

Baillif.

Seine eigenen Handlungen klagen ihn an. Schon bey der ersten Instruktion faßte ich einen unüberwindlichen Verdacht, durch die Aussage Ihres alten Thierry. Er sah den Schmuck Abends, und verläßt das Hôtel, wie der Tag graut. Als er wieder kommt, hat man den Diebstahl entdeckt. Etwas Unsicheres, Scheues, Gewaltsames, Geheimnißvolles, zeigt sich in seinem ganzen Wesen. Er wird unruhig, wie er erfährt, daß das Verhör begonnen, daß man nach ihm fragte, und läuft endlich bestürzt davon. Madelon, wie alle Ihre Diener sagen aus, daß er selbst von den leblosesten Gegenständen Ab-

schied zu nehmen schien, daß er scheu und düster, wie von Gewissensangst getrieben, umher irrte. Thierry, sein bester Freund unter den Hausgenossen, erklärt, daß es ihm zu eng im Hause schien, daß er in das Weite strebte. — Endlich ist keine Spur eines Einbruchs, kein Fußtritt eines Diebes zu entdecken, und alle Wahrscheinlichkeit ist vorhanden, daß es ein Hausdieb gewesen seyn kann, der den Schmuck gestohlen.

Narbonne.

Doch er nicht, dafür will ich bürgen.

Baillif.

O! über die Verblendung! — Es ist ausgemacht, daß er fliehen wollte — die Stadt, das Land verlassen —

Narbonne.

Das glaube ich selbst.

Baillif.

Sie wissen es.

Narbonne.

Seit Kurzem.

Baillif.

Er war schon sehr früh bei diesem Mädchen, bei dieser Adelaide Palombe, die er unterhielt, — und das kostet Summen.

Narbonne.

Aus reinem Mitleid sorgte er für sie.

Baillif.

Lassen Sie sich nicht täuschen! Das Mädchen wollte das Kreuzchen verkaufen, und den Erlös zu seinem Reisegeld verwenden, das gestand sie bereits. Er war bey der Hehlerin, als die Gerichtsdiener kamen, sie fest zu nehmen. Er ist der Dieb, es bleibt kein Zweifel!

Narbonne.

Gestand aber das Mädchen auch schon, daß sie von ihm das Kreuzchen erhielt?

Baillif.

Nein! Diese behauptete vom ersten Augenblicke an, und behauptet noch, es sey ein Geschmeide, das man ihr einst als Kind umhieng, wie man sie einer alten boshaften Zigeunerin übergab. Daß diese ihr das Kleinod aus Habsucht ließ, um die Wahrhaftigkeit ihrer Existenz einst bey ihren Verwandten dadurch zu constatiren, von denen sie große Summen zu erpressen hoffte; deshalb hatte sie selbst bisher sich in aller Noth nicht davon trennen wollen. Doch diese Ausflucht widerlegt sich, ohne ihre Abentheuerlichkeit, schon hinlänglich durch die Aussage des Meister Jaques. Auch Sie haben ja den Schmuck genau besehen? Betrachten Sie einmal hier dies Kreuzchen. Ist es nicht das Geraubte?

(er nimmt das Brillantkreuzchen, und überreicht es ihm.)

Narbonne.

(betrachtet das Kleinod; er erschrickt und zittert, wischt sich die Augen, die Stirne, betrachtet es wieder, und sieht sich um wie ein Träumender. Er weiß nicht ob er es wegwerfen, vernichten, oder zurückgeben soll; — Er zuckt zusammen, macht eine Bewegung, als wollte er es in die Tasche stecken und entfliehen, faßt sich aber wieder und gibt es zurück.)

Ja, es ist dasselbe!

Baillif.

Nun werden Sie doch nicht mehr anstehen, in die Anklagen zu stimmen?

Narbonne.

Im Gegentheile sehen Sie mich entschlossen, die ganze Sache niederzuschlagen.

Baillif.

Das wollten Sie im Ernste?

Narbonne.

So lange ich nicht anders vermuthen konnte, jene Zigeunerin sey die Diebin, bestand ich auf meinem Rechte, und war fest entschlossen, auf die Entdeckung und Bestrafung zu dringen. Allein, da der Verdacht sich nun auf eine Person wälzt, die mich so nahe angeht, so wünschte ich, daß die ganze Sache ruhte und der Proceß mithin geendigt wäre.

Baillif.

Großmüthig gedacht, und edel gehandelt.

Narbonne.

(voll Angst.)

Nehmen Sie an, daß ich ihn liebte, wie meinen Sohn. Welche Ehre brächte es mir, einen solchen Bösewicht gebildet zu haben?

Baillif.

Die redlichsten Eltern zeugten oft die größten Verbrecher.

Narbonne.

(noch ängstlicher.)

Bedenken Sie, daß ich ihn noch liebe — daß er mein Sohn ist, und bleibt; daß mich das Bewußtseyn foltern muß, Elend, Strafe, Schande, und Entehrung über ihn zu bringen.

Baillif.

Er hat gefehlt — und jedes Verbrechen findet seinen Richter, findet seine Strafe, — frühe oder später! —

Narbonne.

(für sich.)

Das ist entsetzlich!

Baillif.

Besser man macht den jungen Bösewicht unschädlich, als daß man den vollendeten Uebelthäter dem Hochgerichte überliefern muß.

Narbonne.

(voll Entsetzen.)

Fürchterlicher Stellvertreter der unerbitterlichen Nemesis! Haben Sie kein Gefühl für die Angst eines Vaters? — Lassen Sie wenigstens die Nachsicht walten — man kann ihn ja strafen — ohne daß ihn die öffentliche Strafe treffe. Zu was könnte er verurtheilt werden?

Baillif.

Der Dieb zur Galeere, die Hehlerin zum Raspelhause.

Narbonne.

Gut, gut! — Strafen wir ihn härter, und doch zugleich menschlicher! Verhängen wir Deportation über sie, und schicken ihn mit dem Mädchen nach den Inseln.

Baillif.

Die Sache ist bekannt, ganz Nantes, die ganze Provinz, spricht davon; es ist dem Gerichte angezeigt, die Barre ist geöffnet, und die Gerechtigkeit geht ihren eisernen Gang. Fiat justitia et pereat mundus!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Gerichtssecretär.

Secretär.

Herr Baillif, so eben hat man die Zigeunerin verhaftet eingebracht.

Baillif.

Endlich, Gott sey Dank!

Secretär.

Adelaide Palombe, die Angeklagte, gerieth bey ihrem Anblicke in Schrecken, und wollte sich verbergen!

Baillif.

Das verspricht ein unerwartetes Licht! Endlich wird es Tag werden in dem Chaos! — Fort zum Verhör! (wie er sich wendet, um zu gehen, fällt der Vorhang.)

Ende des dritten Aufzugs,

Vierter Aufzug.

Ein Zimmer im Hause des Herrn von Pontis.

Erster Auftritt.

Narbonne und Madelon.

Narbonne.

(rasch eintretend.)

Was schleichen Sie mir nach?

Madelon.

(ihm folgend.)

Ich muß Sie sprechen!

Narbonne.

Darum hängen Sie sich an meine Fersen?

Madelon.

Sie kamen nicht nach Hause.

Narbonne.

Was kümmern Sie meine Schritte? — Man könnte wunder denken was es gäbe, sähe man Sie immer auf meiner Spur.

Madelon.

Niemand bemerkte mich, ich war vorsichtig.

Narbonne.

Desto schlimmer! Heimlichthuerei erweckt erst die Aufmerksamkeit. Dem Schleichenden spürt man nach; wer offen und fest einhertritt, entgeht jedem Argwohn.

Madelon.

Kann uns Niemand hier sehen?

Narbonne.

Weiß ich es?

Madelon.

Niemand hören?

Narbonne.

Das kann ich nicht hindern. Drum schnell! Jetzt sind wir allein, wer weiß, wie lange!

Madelon.

Die Diener wurden zum Verhör gerufen.

Narbonne.

Ich auch!

Madelon.

Um die Zigeunerin zu erkennen.

Narbonne.

Sie haben sie erkannt?

Madelon.

Ich auch.

Narbonne.

Als die Diebin des Schmuckes?

Madelon.

Neugierde trieb mich herzu, ich stand verborgen hinter den Zuschauern, und glaubte in die Erde zu sinken, als ich die Alte erblickte. Mit Mühe wankte ich aus dem Gerichtssaale, um Sie aufzusuchen. Ahnen Sie nicht, wer es ist?

Narbonne.

Nein!

Madelon.

Orsomatrina, der ich vor 16 Jahren die Kinder übergab.

Narbonne.

(schreit auf vor Entsetzen.)

Ha! — die — die Kinder meines Bruders? —

Madelon.

Die beim Brande verunglückt seyn sollten.

Narbonne.

(wüthend.)

Seyn sollten — sollten —

Madelon.

Und für todt ausgegeben wurden.

Narbonne.

(auf und niederstürmend.)

Ja, armselige Creatur! — ja — ausgegeben wurden. Elendes erbärmliches Geschöpf! Warum nur ausgegeben? Warum sind sie nicht wirklich todt?

Madelon.

Ja Sie waren grausam genug das zu wünschen.

Narbonne.

Befohlen hatte ich es, befohlen —!

Madelon.

Ich konnte nicht gehorchen, konnte die Kinder nicht den Flammen überlassen! Nein, nein, das wäre zu gräßlich gewesen!

Narbonne.

Elende Halbheit! Was hast Du weniger gethan, da Du sie verschontest, und der verworfensten Race der Wesen übergabst? Hast sie den Flammen entrissen, gabst sie dem Mangel

der Armuth preiß; dem Hunger und seinen Folgen, der Verführung dem Laster und der Sünde! Hast sie dem Tode entrissen, und sie allen Leiden des eckelhaftesten Lebens überlassen. Was gabst Du zum Tausche? Langsame Marter für schnelle Erlösung. Besser Alles auf einmal und rasch beendet! Vor dieser Schuld scheutest Du dich, aber die andere hast Du nicht vermieden.

Madelon.

Mein Gott! welche?

Narbonne.

Kamen Jasmin und Julie nicht auch in den Flammen um?

Madelon.

Nicht durch mich?

Narbonne.

(höhnisch.)

Nicht? — Wer weiß, ob ich Dich je zur Mithülfe hätte bereden können, ohne die Versicherung und willkommene Aussicht, daß die Flammen dieses zärtlichen Paares, mit denen meines Hauses verlodern würden?

Madelon.

(bedeckt ihre Augen.)

Narbonne.

Du sahst, wie ich den Schlüssel abzog, der Ihnen Hülfe und Rettung zugleich versperrte, Du sahst, wie ich den Brand in mein Haus warf, und thatest nichts zu ihrer Rettung. Warum hast Du da nicht gewinselt, wie um das Leben der Kinder? War ihr Leben schlechter als das meiner Bruders-Kinder? O Weiber! Weiber! Immer und ewig seyd ihr unentschlossen, nur eurer Leidenschaft opfert ihr ohne Bedenken. Seyd immer nur halb was ihr seyn sollt, oder wollt! Zu erbärmlich zur vollkommenen Tugend, zu albern zum vollende-

ten Laster! Was ist nun gethan? Was hat Alles geholfen? O des unzeitigen Mitleids, es bringt uns an den Rand des Verderbens! — O! rasen könnte ich und wüthen! Würgen, vernichten möchte ich das blödsinnige Geschöpf, das mir da so dumm in mein gutgezetteltes Gewebe tölpelte! —

Madelon.

(ängstlich.)

Gott! mein Gott!

Narbonne.

Sie mußten fort! Sie standen mir im Wege! Besser Alles auf einmal und rasch gethan. Halbe Maßregel, schlechte Maßregel! Entweder mußten sie ganz weg oder ganz da bleiben! Wäre geschehen was ich wollte, so wären wir jetzt nicht in dieser Angst, Noth und Verlegenheit. Ich hatte Alles berechnet, und richtig! Siehst Du das nicht ein? Wenn die Zigeunerin nun plaudert?

Madelon.

So sind wir verloren — Sie und ich!

Narbonne.

Nichtwahr, jetzt siehst Du's ein, weil's zu spät ist?

Madelon.

Daran dacht' ich damals schon.

Narbonne.

Und schwebtest lieber seit 16 Jahren in Furcht und Schrecken, und bebtest fortwährend vor dem Beile des Henkers, das wie das Schwert des Damocles über Deinem Haupte hing, als daß Du entschlossen im geltenden Augenblicke die Furcht mit dem Gegenstande mordetest?

Madelon.

Dennoch konnte ich nicht so grausam seyn, als Sie es geboten. Sey der Tod auch mein Lohn! — Lebt doch die

Hoffnung die That zu sühnen, denn nur die Todten sind nicht mehr zu erwecken, den Lebenden kann Alles ersetzt werden.

Narbonne.

Wenn man sie findet!

Madelon.

Das Mädchen ist gefunden.

Narbonne.

Gefunden? Gefunden?

Madelon.

Es ist dieselbe Adelaide Palombe, die verhaftet, und als Diebin des Schmuckes vor Gericht gestellt wurde.

Narbonne.

Wer beweißt das?

Madelon.

Haben Sie das Kreuzchen betrachtet?

Narbonne.

Ja, mit Entsetzen erkannt' ich es —

Madelon.

Als das, welches Meister Jaques zu dem Schmucke neu verfertigte?

Narbonne.

Nein, nein! Ich täusche mich nicht, wie der Meister, der nur nach seinem Stempel urtheilt.

Madelon.

Nicht wahr, es fehlt ein Stein?

Narbonne.

In der Mitte. Ein Rubin; der Meister meint, er sey erst kürzlich ausgebrochen, um das Geschmeide zu entstellen.

Madelon.

Frau von Narbonne hatte ihn verloren, und trug das Kreuz-

chen an einem Bande das sie dem Juwelier schicken wollte, um den Hals.

Narbonne.

Aber wie erhielt es das kleine Mädchen? Vor sechzehn Jahren sah ich es nicht an ihr.

Madelon.

Seine Mutter hieng es ihm um.

Narbonne.

Ist darin wohl Sinn und Verstand? Ein Kind mit Brillanten zu behängen? Fratzenhaftes Geschlecht, das schon mit den Säuglingen kokettirt. Man könnte lachen über die spielenden Katzen, wären die Folgen ihres Unsinns nicht so unheilbringend! Sage mir, warum ist das geschehen?

Madelon.

Warum? fragen Sie? — Warum? Was geschieht, das muß geschehen! Die Kinder lagen im Fieber, wie Sie wissen — an den Blattern. Am heftigsten hatte es die Kleine ergriffen, und der Arzt erklärte, wenn sie einschliefe, würde sein Mittel wirken und die Krise vorüber seyn. Wie sich Frau von Narbonne über das Bettchen bog, glänzten die Augen des fiebernden Kindes gar seltsamlich. Es streckte die Händchen nach dem Schmucke und schrie, und schwieg nicht eher, bis seine Mutter es ihm um den Hals gehängt, da schlug es die kleinen Aermchen über der Brust zusammen und schlief ein. Wir wollten es ihm nun sanft wegziehen, aber seine Mutter litt es nicht. «Seht ihr nicht die Wunderkraft des heiligen Zeichens? «rief sie mit geheimnißvollem Tone.» Laßt es ihr! Nie soll es von ihrem Busen! Seht, sie schläft, ruhig schlägt das kleine Herzchen darunter. Es wird sie schützen in Gefahr und Noth.« Herr, diese Worte vergesse ich nie, es waren die letzten, welche Frau von Narbonne zu ihrem

Kinde sprach. — In jener Nacht fand man Ihren Bruder ermordet, und die unglückliche Mutter wurde ihren Kindern durch die Schuld entrissen, die man ihr beimaß.

Narbonne.

Und die Fratze behielt den Schmuck am Halse?

Madelon.

Ich hätte nicht gewagt, das letzte Vermächtniß einer Mutter unerfüllt zu lassen.

Narbonne.

Dein lächerlicher Aberglaube bereitet mein Verderben.

Madelon.

Nein, Ihr Uebermuth ist es. Warum mußten Sie die Gerichte auffordern? Habe ich Sie nicht gewarnt? Habe ich Sie nicht beschworen, die schlafende Themis nicht zu stören?

Narbonne.

Ja, ja, als es zu spät war!

Madelon.

Aber die Liebe verblendete Sie, und Sie vergaßen alle Vorsicht. Der Schmuck war für die schöne Braut bestimmt, darum mußten alle Mittel aufgeboten werden, ihn wieder zu erhalten. Ohne diese Vermählung, so widersinnig durch die Ungleichheit der Jahre, wäre Alles unterblieben.

Narbonne.

Widersinnig nennst Du einen Schritt, den Du selber zu thun beabsichtigst?

Madelon.

Ihre Absicht erweckte erst die Meinige.

Narbonne.

Du meintest wohl, weil mein Vermögen mir zu einer schönen Braut verhalf, könntest Du dir mit dem Deinigen einen blühenden Gemahl erringen?

Madelon.

Nein, ich wollte das Unrecht wieder gut machen, das Sie an diesem Jünglinge zu begehen im Begriffe standen, und durch die Verwendung des kleinen Gutes das Mittel sühnen, durch daz ich es erhielt. Sie nahmen ihn in Ihr Haus und ließen ihn wie Ihren Sohn erziehen, machten ihn bekannt mit allen überflüssigen Bedürfnissen des verwöhnten Luxus. Nun hätten Sie ihn wie einen Bettler hinausgestoßen.

Narbonne.

Ich hätte ihn nie verstoßen!

Madelon.

Aber die junge Gemahlin hätte ihn vertrieben.

Narbonne.

(mit höhnischem satyrischen Lächeln.)

Das war nicht zu fürchten.

Madelon.

Sie hätte nicht geduldet, daß noch Jemand Ihre Liebe mit ihr theilte, wenn sie auch den nicht gehaßt hätte, der ihr das Vermögen ihrer Nachkommenschaft schmälerte.

Narbonne.

Sie wählten übrigens das reizendste Mittel zur Buße, und wollten Ihr Vermögen nicht wegwerfen!

Madelon.

O spotten Sie nicht! Ich hätte es ihm ohne meine Hand zugewendet, hätt' ich ohne dasselbe leben können.

Narbonne.

Auch Sie wollten mein Haus verlassen?

Madelon.

An seiner Hand, oder, wenn er die meinige verschmähte — an der unserer heiligen Religion, um in geweihten Mauern meine Tage in Buße und Andacht zu beschließen, indem ich

ihm mein kleines Vermögen hinterließ; doch ehe ich das versuchte, wollte ich wissen, ob ich es d ü r f t e; Sie schwelgten im Besitze des Gutes, das Sie sich durch jahrelange Mühe und hartnäckige Verfolgung Ihres Zieles erwarben. Ich war überzeugt, daß Sie sich nie davon, oder nur mit Ihrem Leben trennen würden.

Narbonne.

Sie erkannten mich richtig.

Madelon.

Ich hingegen sah mich nur als eine Verwahrerin meines kleinen Theiles an, das ich den armen Waisen zustellen müßte, wenn sie noch am Leben wären; deßhalb unternahm ich die Wallfahrt.

Narbonne.

Um sie dort aufzusuchen?

Madelon.

Seit Jahren halten sich Zigeuner in der Nähe des Gnadenbildes zur Zeit der großen Andacht auf. Ich hoffte, die Bande dort zu treffen, bei der ich die Kinder vermuthete, oder, von einer a n d e r n, Nachricht über ihren Aufenthalt zu erlangen.

Narbonne.

Die Mühe konnten Sie ersparen; sie ist jetzt wohlfeiler zu haben. Still! — horch! — Wahrscheinlich der Baillif. Geschwinde fort, — man darf uns nicht beisammen finden! — durch diese Thüre.

Madelon.

(eilt durch die Seitenthüre.)

Zweiter Auftritt.

Herr von Pontis. (durch die Mitte kommend.) Narbonne.

Baillif.

Ich muß Ihnen einen seltsamen Vorfall mittheilen.

Narbonne.

(der ihm entgegen ging.)

Jetzt Muth, und kaltes Blut!

Baillif.

Der Knoten scheint sich auf eine unerwartete Weise zu verschlingen.

Narbonne.

(mit erkünstelter Fassung.)

Sie machen mich sehr neugierig.

Baillif.

Ich war um so fester überzeugt, daß die Zigeunerin in Verbindung mit der Verhafteten seyn müßte, weil das Mädchen zitternd sich zu verbergen suchte, als man die Alte in den Saal führte. Da man sie aber mit ihr confrontirte, gestand sie, daß sie nur deshalb Furcht ergriff, weil sie von ihrer Kindheit an, in ihrer Gefangenschaft alle mögliche Mißhandlungen ertragen mußte. Auch Saint Foix, den ich in Verbindung mit dem Gesindel vermuthete, wurde gebracht, und den Zigeunern gegenüber gestellt. Er starrte sie unverwandt an. Als ich sie fragte, ob sie den jungen Menschen kenne, leugnete sie jede Bekanntschaft; aber bei dem Ton ihrer Stimme stürzte er sich auf sie zu, faßte sie mit starker Faust und schrie: »Du bist es, die mich raubte, aus dem Vaterhause stahl, Du bist es, die ich suchte! Du allein kannst mir meinen Namen, meine Ehre, meine Familie, mein Vater-

land wiedergeben!« Er drohte, sie zu erdrosseln, wenn sie nicht sprechen würde. Nur mit Mühe entriß man sie seinen Händen. Sie kennen ja seine Kraft, und seine Dreistigkeit!

Narbonne.

(ist niedergedonnert, er kann sich kaum aufrecht erhalten, fährt aber mit der Hand über die Stirne, und spricht, gewaltsam gefaßt, mit leichtem Tone.

Das ist allerdings seltsam, unerwartet, und äusserst romantisch.

Baillif.

Die Alte gestand, zitternd unter seiner gewaltigen Berührung, daß sie ihn nicht raubte —

Narbonne.

(getäuscht.)

Nicht?

Baillif.

Daß er ihr vor 16 Jahren in der Stadt übergeben wurde; daß er nur fünf Jahre bei ihr zubrachte, und bereits in seinem zehnten Jahre entsprang, als er das Brillantkreuzchen, das Adelaide, seine Schwester, am Halse trug, besehen wollte, und deßhalb eingesperrt wurde.

Narbonne.

(kaum seiner mächtig.)

Adelaide, seine Schwester? —

Baillif.

Welche die Zigeunerin zugleich mit ihm erhielt. Rührend war die Freude der beiden Kinder, die sich nun als Geschwister erkannten und umarmten!

Narbonne.

(in Gedanken.)

Das läßt sich denken. —

Baillif.

Kein Auge im Gerichtssaale blieb trocken, bei dieser er-

greifenden Scene, und ich selbst, ich bekenne es, fühlte mich wunderbar bewegt.

Narbonne.

(der jetzt einen Entschluß faßt, affectirt eine freudige Ueberraschung.)

Sie hatten Recht! — Endlich wird es Licht in diesem Chaos! O mein Gott und Herr, wie danke ich Dir! Mein Sohn, mein Saint Foix, fand eine Schwester in dem Mädchen, das er bisher aus Mitleid unterstützte! O die Stimme der Natur verleugnet sich nie! Die Angeklagte ist nun frei von dem Verdachte des Diebstahls.

Baillif.

Da zwei Zeugen behaupten, daß sie das Kreuzchen wirklich seit ihrer Jugend am Halse trug, kann sie allerdings als Diebin desjenigen nicht mehr bezeichnet werden, das man Ihnen in voriger Nacht entwendete.

Narbonne.

Wunderbar führt das Schicksal die blinden Sterblichen zum Ziele! — Wäre der Schmuck nicht gestohlen worden, hätten sich die Kinder niemals gefunden und erkannt.

Baillif.

Darum ist die Gerechtigkeit auch eine Stellvertreterin Gottes auf Erden.

Narbonne.

Das ist sie! Das ist sie! Ich erkenne es dankbar! Preisen muß ich die Vorsehung, daß sie sich dieses Mittels bediente. Wie gerne will ich den Verlust der edeln Steine verschmerzen. Mag sie die Zigeunerin, mag sie sonst Jemand gestohlen haben, gleichviel! Ich hätte mich nie bedacht, eine gleiche Summe für dieses Ereigniß mit der größten Bereitwilligkeit hinzugeben. Gut denn! So sey der Schmuck den Schicksals-Mäch-

ten, als ein Opfer überlassen, und fortan sey keine Rede mehr davon.

Baillif.

Nein, Herr von Narbonne! Wie sehr ich so edle und fromme Gesinnungen an meinem künftigen Schwiegersohn auch schätze und liebe, das darf noch immer nicht seyn!

Narbonne.

Wie?

Baillif.

Und die betheiligten Personen bleiben in Verhaft.

Narbonne.

In Verhaft?

Baillif.

Und in Untersuchung.

Narbonne.

In Untersuchung?

Baillif.

Es ist zwar bewiesen, daß es das Kreuzchen nicht ist, das man Ihnen entwendete, aber immer bleibt es doch ein Kleinod, das man aus ihrem Hause stahl, und Meister Jaques, der abermals gerufen wurde, zweifelt jetzt nicht mehr, daß es dasjenige sei, welches er einst der Frau von Narbonne verfertigte. Erst muß nun ermittelt werden, wie das Kind dazu kam, durch wen sie es erhielt.

Narbonne.

(aufs Neue in seine vorige Angst zurückgeworfen.)

Haben Sie eine Ahnung? Eine Andeutung, eine Spur?

Baillif.

Noch nicht. Aber zweifeln Sie nicht, sie wird sich finden. Sind wir so weit, kommen wir auch noch weiter! Es könnte seyn, daß der Mörder Ihres Bruders sich diesen Schmuck an-

eignete oder selbst von Ihrer Schwägerin erhielt. Sie trug ihn, nach der Diener Aussage, an jenem Tage, und er war seit der Ermordung Ihres Bruders verschwunden.

Narbonne.

Aber das Mädchen erhielt ihn einst als Kind?

Baillif.

Von seinem Vater, seiner Mutter; diese muß sich entdecken, und ich hoffe es, mit Hülfe dieses Kreuzchens!

Narbonne.

(erschrickt furchtbar.)

Herr des Himmels! Wer?

Baillif.

Ja ja, dieser Fingerzeig von oben wird meine Erwartung nicht täuschen. Der Gott, der mich ausersehen, diese verwaisten Geschwister zu vereinigen, wird mir auch beistehen, sie in den Schooß ihrer Familie zu leiten. Zugleich aber hoffe ich dadurch dem Mörder Ihres Bruders auf die Spur zu kommen. Ihn halte ich für den Vater dieser Kinder, vermählt mit ihrer Mutter oder nicht. Nur eine Mutter, die sich mit solch einem Bösewicht vereinigen konnte, nur ein Mensch, der solch einen scheußlichen Mord verübt, ist grausam genug, so liebe Kinder dem Elende und Verderben zu übergeben.

Narbonne.

Aber Saint Foix ist doch nun frei, da gar kein Verdacht mehr auf ihn haftet?

Baillif.

Wer behauptet das? Von der Entwendung dieses Kreuzchens ist er allerdings frei zu sprechen. Aber Ihr Schmuck ist noch immer nicht entdeckt.

Narbonne.

Mein Schmuck?

Baillif.

Und er oder die Zigeunerin müssen ihn haben. Wollte er nicht entfliehen?

Narbonne.

Allerdings!

Baillif.

Wissen Sie warum?

Narbonne.

(verlegen.)

Ich? — Nein!

Baillif.

Er selbst weigert hartnäckig jede Erklärung, und bis dieses Dunkel erhellt ist, oder die Zigeunerin gestand, deren Verhör bald beginnen wird, haften die ersten Gründe des Verdachtes noch auf ihm, die seine Verhaftung veranlaßten.

Narbonne.

Noch immer können Sie an dieser Idee fest halten? Selbst nachdem die Erkennung der Geschwister Sie so rührte und ergriff?

Baillif.

Was hat meine Rührung mit meinem Amte gemein? Ihr Privatleute habt sonderbare Ansichten von Juristen. Die Erfahrung macht uns mißtrauisch und unbeugsam. Ich zum Beispiel, denke stets das Schlimmste von den Menschen, und bin geneigt, einen Jeden eines Verbrechens fähig zu halten.

Narbonne.

(betroffen.)

Jeden? — Jeden? — Etwa auch mich?

Baillif.

Hm! Nehmen Sie es übel oder nicht — Wenn der

Jurist gefragt wird, schweigt der Mensch, schweigt der Freund, schweigt der Schwiegervater, selbst der Vater. — Ich nehme Niemanden aus! für mich selbst will ich aber stehen!

Narbonne.

Ein Grundsatz, der mit Ihren vortrefflichen Eigenschaften in grellem Widerspruche steht.

Baillif.

Das kommt Ihnen so vor, weil Sie und Ihresgleichen den Juristen immer als Mensch beurtheilen.

Narbonne.

Ei nun — diesen Titel wird der Jurist nicht verschmähen.

Baillif.

Um die Wage der Themis mit der Unpartheilichkeit eines Gottes zu verwalten, allerdings.

Narbonne.

Diese Art der Apotheose verstehe ich freilich nicht zu würdigen. Die Empfindungen meines Herzens, die Mahnung meines Gefühls, waren bisher die einzigen Pole, die der Compaß meiner Brust angab. Ich muß daher meinen Pflegesohn bedauern, der eines juristischen Grundsatzes halber schuldlos im Kerker bleiben muß.

Baillif.

Ich denke weit besser von ihm, als früher. Er interessirt mich sogar. Manches in den Aussagen gewann ihm meine Achtung. Das nächste Verhör könnte ihn in völlige Freiheit setzen, wenn er nur die Ursache seiner Flucht bekennen wollte.

Narbonne.

(Die Freude blitzt aus seinen Augen. Man muß es merken, daß ihn der Gedanke der Rettung durchzuckte.)

Vielleicht gelänge es mir, ihn dazu zu bewegen, vielleicht

hörte er auf mein Zureden, und gestünde seinem Wohlthäter, was er dem strengen Richter verschweigt.

Baillif.

Versuchen Sie es, der Weg zu ihm steht Ihnen offen, Sie können ihn nach Belieben sprechen.

Narbonne.

Nehmen Sie meinen besten Dank für diese Erlaubniß.

(geht ab.)

Baillif.

Kein besseres Herz auf der Welt! Ein vortrefflicher Mensch, aber von der Jurisprudenz hat er nicht den geringsten Begriff.

Dritter Auftritt.

Herr von Pontis. Gerichtssecretär.

Secretär.

Ein dringender Bericht, Herr Baillif, den ein Courier so eben aus Paris brachte.

Baillif.

(öffnet das Paquet.)

Vom General-Lieutenant der Polizei, Marquis d'Argenson — hm! hören Sie doch!

(er liest.)

»Mein Herr Baillif.«

»Ihnen gebührt der Ruhm, bei der Ermordung des »Herrn von Narbonne zuerst entdeckt zu haben, daß ein »Mann im Einverständnisse mit dessen Gemahlin dieß »Verbrechen verübt haben müßte, indem Sie die blu-

»tigen Abzeichen einer Mannshand auf dem weißen Nacht-»gewande der Dame bemerkten. Seine Majestät belieb-»ten das Urtheil des Parlaments zu suspendiren, weil »ich versprach, durch dies Merkmal allein dem Mörder »auf die Spur zu kommen. Ein Aventürier, aus einem »der besten Häuser ihrer Provinz entsprossen, Gujon de »Saint Pierre, der längst als Spieler unter besonderer »Aufsicht der Polizei stand, gerieth, an einem zweideuti-»gen Orte der Residenz, in Streit mit dem Sohne des »Marquis von Louvois, der ihn bei Tische beschuldigte, »ihm betrügerischer Weise die Börse geleert zu haben. »Er sprang auf, und stieß den Jüngling meuchelmörde-»risch mit einem Messer nieder. Ich ließ das Lokal »durchsuchen, und alles festnehmen, was man da traf. »Unter andern fand sich unter dem Tafelzeuge, das man »aus dieser Räuberhöhle schon auf die Seite zu schaffen »suchte, auch eine Serviette, an der Jemand seine Hand »abgewischt, und die denselben blutigen Abdruck hinter-»ließ, der sich auf dem Kleide der Frau von Narbonne »fand. Es ist kein Zweifel, daß der Mörder des Pierre »von Narbonne zugegen war, und da ich mit Grund an-»nehmen kann, daß nur Saint Pierre seine Hand mit »Blut besudelt haben konnte, so halte ich ihn für den »doppelten Missethäter.«

»Besagter Saint Pierre ist auf der Flucht, und »nahm seinen Weg nach Nantes. Ich weiß, daß er die »Thore schon passirte, aber nicht zu Lande diese Stadt »verlassen haben kann, sonst müßte er meinen Spionen, »die ihn nicht außer Augen ließen, in die Hände gefallen »seyn. Sie werden sich alle Mühe geben zu verhindern, »daß er zu Wasser entweichen kann, um die Ehre zu

»genießen, den berühmtesten Rechtsfall angefangen und »beendigt zu haben.

Marquis d'Argenson.

Hier folgt das Signalement. — Was sagen Sie zu dieser Fügung?

Secretär.

Daß sich das ausserordentliche Talent des Marquis auf's Neue bewährt, der das Vertrauen des großen Ludwigs mit vollem Rechte besitzt.

Baillif.

Kommen Sie, lassen Sie uns alle Anstalten zur Verfolgung des Mörders treffen.

(beide ab.)

(Verwandlung.)

Vierter Auftritt.

Anständiges Zimmer in einem Gefängnisse.

Saint Foix. Adelaide.

St. Foix.

Klage nicht, daß man uns hier im Gefängnisse zurückhält. Ich segne die Einsamkeit, die mir vergönnt, fern von lästigen Zeugen, die neugefundene Schwester so recht innig an mein Herz zu drücken.

Adelaide.

Siehst Du meine Augen feucht, so glaube nicht, es sey Kummer. O nein! nein! Es sind Freudenthränen über mein

Glück. Ich muß weinen! Wie gerne hörte ich auf, denn ich kann ja so fortwährend in Deine Augen sehen, in Deine lieben Augen! O sieh mich an, Bruder! Mein Gott, Du weinst ja auch?

St Foix.

Gewiß, und ich schäme mich dessen nicht. Es ist ein heiliges Dankopfer, das ich dem Schöpfer bringe, und er verwirft es nicht, denn mehr als Worte und Töne sagen, drückt eine weiche Thräne aus!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Narbonne.

St. Foix.
(sieht sich um.)

Was seh' ich?

Narbonne.

Wunderst Du Dich, mich hier zu sehen?

St. Foix.

Würden Sie mich deshalb tadeln?

Narbonne.

O nein, Du kennst mich ja noch nicht ganz.

St. Foix.

Ich habe Sie beleidigt —

Narbonne.

Gegen Deinen Willen!

St Foix.

Die Braut des Vaters liebt den Sohn.

Narbonne.

Ohne sein Verschulden.

St. Foix.

Und dieser betet die Braut seines Wohlthäters an.

Narbonne.

Wer kann der Macht ihrer Reize widerstehen?

St. Foix.

Und Sie könnten —

Narbonne.

Eine Schwäche entschuldigen, der ich selbst unterlag? Warum nicht?

St. Foix.

Sie könnten mir vergeben?

Narbonne.

Man liebt immer die am meisten, die uns am bittersten kränken! — Und habe ich nicht Dir noch zu danken?

St. Foix.

Sie — mir?

Narbonne.

Daß Du mich enttäuschest. Ich leugne es nicht; ihr Verlust schmerzt mich tief, ich bin unglücklich. —

St. Foix.

Wer wär's nicht? — Sie lieben sie — Sie müssen sie lieben — wen begeisterte nicht das Vollkommenste der Erde?

Narbonne.

Aber wäre ich nicht noch weit beklagenswerther, wenn ich erst nach der Trauung erfahren hätte, daß ich ein Herz gebrochen, das ich so gerne beglückte, und zwei Wesen elend gemacht hätte, die ich mehr liebe, als mich selbst?

St. Foix.

So erhaben kann Niemand denken, als Sie.

Narbonne.

O schweige! In dem Wettstreit der Tugend wird Dir der Preis zu Theil, den die Liebe zu seinem Wohlthäter, die Achtung vor seinem Pflegevater, zu einem Opfer begeistert, das kein Gott zu bringen im Stande wäre.

St. Foix.

Wer gleicht Ihnen auf dieser Welt? Statt mit Vorwürfen, überschütten Sie mich mit Lob. Ich staunte Sie immer an, ich bewunderte stets Ihr edles Gemüth, aber diese Güte übersteigt alle Erwartungen. Und ich — ich —! grausames Schicksal, ich muß dazu bestimmt seyn, ein solches Herz zu betrüben!

Narbonne.

Schweige, ich bin Schuld an Allem! Ich hätte die Erstlinge Eurer Empfindung nicht dieser Versuchung aussetzen sollen. Ich fehlte, aber mein Fehler ist menschlich, und darum auch verzeihlich. Ich kannte Deinen Umgang mit Adelaiden.

St. Foix.

Mit meiner Schwester?

Narbonne.

Wußte ich denn, welche Neigung Dich zu ihr hinzog? So wenig, als Du selbst, wußte ich, wer sie ist. Ich glaubte Dich gefesselt von ihrer rührenden Schönheit — ich mußte es glauben, — und darum bewahrt vor jedem andern mächtigen Eindrucke.

St. Foix.

Ich kann nicht heucheln. Sie wissen es. Dazu war ich von jeher zu stolz. Ich liebte Victoire, vom ersten Augenblicke an, wo ich sie sah.

Narbonne.

Aber Du wolltest fliehen, um mich nicht zu kränken.

St. Foix.

Ihr Beispiel stärkte mich zu dem Schritte.

Narbonne.

Mein Bruder war der Glückliche, ihm ließ ich die Braut; aber so begünstigt war ich nicht, wie Du. Pauline liebte mich nicht, Dich liebt Victoire, und Du handeltest größer, als ich.

St. Foix.

Nie hätte sie mein Herz erforscht, hätte mich die Angst nicht zu ihren Füßen getrieben, als Adelaide verhaftet wurde.

Narbonne.

Und wer trägt diese Schuld, als ich? Hätte ich nicht so viel Aufhebens um den entwendeten Schmuck gemacht, hätte man nie daran gedacht, dies unschuldige liebenswürdige Kind so zu entehren.

Adelaide.

Nicht wahr, Sie konnten nicht glauben, daß ich, — ach, ich kann das Wort nicht mehr aussprechen.

Narbonne.

Wer sähe diese Engelszüge, diese Schuldlosigkeit des Blickes, und zweifelte an dem Adel der Seele. Nein, ich konnte Dich nie einer solchen Niedrigkeit fähig halten, liebliche Schwester meines Sohnes — nicht wahr, — nun auch meine Tochter? — Du verschmähst doch nicht, diesen Namen zu tragen?

Adelaide.

Muß ich nicht stolz darauf seyn, ihn von dem großmüthigen Manne zu erhalten, der meinen Bruder erzog?

Narbonne.

Weil ich nun die Schuld dieser ganzen Verwirrung trage,

so beugt es mich tief, den edlen Beweggrund Deiner Handlungen zum Grunde Deines Verderbens verdreht zu sehen.

St. Foix.

Wie so?

Narbonne.

Gemein ist der Sinn des Menschen! Diese Flucht war die Ursache Deiner Verhaftung, und wird der Grund zu Deiner Verdammung werden.

Adelaide.

O ewige Gerechtigkeit!

St. Foix.

Wäre es denn möglich?

Narbonne.

Du hast die Beweggründe vor Gericht verschwiegen.

St. Foix.

Ich konnte mein Geheimniß, und das ihrige, nicht profanen Ohren preißgeben.

Narbonne.

Und glaubst Du, daß es Dir genützt hätte? Glaubst Du, daß die Jurisprudenz diese subtile Empfindung begriffen hätte? Mit eiserner Rohheit urtheilt sie über den rohen Thatbestand der Dinge. Ein Mann, wie Herr von Pontis, ein eingefleischter Jurist, ein unverbesserlicher Pedant, ist nie von seinem Verdachte abzubringen. Du wolltest fliehen — aus dem Hause, wo der Schmuck entwendet wurde — das ist genug! Nach allen Indizien kann nur ein Hausgenosse der Dieb seyn — und Du bist dieser — bis die Brillanten gefunden werden.

St. Foix.

Und wenn sie verloren sind?

Narbonne.

Ist Deine Verurtheilung gewiß.

Adelaide.

Gott im Himmel!

St. Foix.

Zu welcher Strafe?

Narbonne.

Zur Galeere!

Adelaide.

Es kann nicht seyn.

Narbonne.

Und auch Du, meine Tochter, bist noch nicht frei. Du bist ohne Eltern, ohne Erwerbszweig gefunden worden. Du warst in Verbindung mit einer gefährlichen Zigeunerin. Finden sich Eure Eltern nicht, zeugt Niemand dafür, daß Du das Kreuzchen auf eine rechtmäßige Weise erhieltest, das von dem Schmucke der Frau von Narbonne, meiner Schwägerin, einst entwendet wurde — denn das Zeugniß Deines Bruders und der Alten kann vor Gericht nicht gelten, — so wirst auch Du als Diebin verurtheilt. Die geringste Strafe, welche Dir zuerkannt wird, ist das Raspelhaus oder Verwahrung in einer Besserungsanstalt.

St. Foix.

Herr meines Lebens!

Adelaide.

Das wäre entsetzlich!

Narbonne.

Ich habe meinen ganzen Einfluß aufgeboten, zweimal versucht, verlangt, darauf gedrungen, den Prozeß niederzuschlagen; habe weder Bitten noch Flehen gespart. Aber vergebens, Herr von Pontis ist unbeugsam.

Adelaide.

Dann sind wir verloren!

St. Foix.

Und kein Ausweg ist übrig?

Narbonne.

Ein einziger bleibt.

St. Foix.

Nennen Sie ihn.

Narbonne.

Die Flucht.

Adelaide und Narbonne.

Die Flucht?

Narbonne.

Und noch diese Nacht.

St. Foix.

Das wäre unmöglich!

Narbonne.

Geld vermag Alles. Nur bey Herrn von Pontis nicht. Es ist der Schlüssel der Thüren und Herzen. Der Kerkermeister ist von mir bestochen. Sobald es dunkelt, könnt Ihr fliehen.

Adelaide.

Wohin?

Narbonne.

Nach den Antillen, nach Quadeloupe. Eines meiner Schiffe, die Talione, segelt dahin, und weilt noch auf der Rhede von Noirsmoutiers. Ich sendete bereits meinem Kapitän den Befehl, die Anker nicht zu lichten, ehe Ihr angekommen. Eine Barke mit kräftigen Ruderern liegt auf der Loire, und trägt Euch im Fluge hin, ehe hier Eure Flucht nur Jemand ahnet.

St. Foix.

Nach Quadeloupe —

Narbonne.

Für alles Nöthige zu Eurer Reise ist gesorgt.

Adelaide.

Sie sind unser Rettungsengel!

Narbonne.

Ich kam nicht eher, Euch davon zu benachrichtigen, bis Alles besorgt war. In Saint Louis werdet Ihr als meine Kinder aufgenommen. Du, Saint Foix, übernimmst die Leitung meiner Etablissements, Du besitzest alle Eigenschaften zu dieser Stelle, und bist so gut als Dein eigener Herr. Nun saget, that ich nicht Alles, um meine Uebereilung gut zu machen, und das Andenken an meine väterliche Neigung auf ewig mit feurigen Buchstaben in Eure Herzen zu graben?

Adelaide.

Wer könnte solche Liebe verkennen?

St. Foix.

Diese Fürsorge vergessen?

Narbonne.

(zu Saint Foix.)

Du bist also entschlossen?

St. Foix.

Ja!

Narbonne.

Diesen Abend zu fliehen?

St. Foix.

Nein!

Narbonne.

Wie?

St. Foix.

Sondern zu bleiben.

Adelaide.

Mein Bruder!

St. Foix.

Ich fliehe nicht!

Narbonne.

Mein Sohn!

Adelaide.

Ich bitte Dich, mein Bruder!

St. Foix.

Schweig', Adelaide! Du bist zu jung und unerfahren, um die Grundsätze der Ehre und Männlichkeit zu beurtheilen. Ich fliehe nicht.

Narbonne.

Warum nicht?

St. Foix.

Jetzt feig zu entweichen, wäre so viel, als sich selbst der Schmach dieser Anklage würdig zu bekennen.

Narbonne.

Fliehe, fliehe, mein Sohn!

Adelaide.

Fliehe nicht, Bruder, ich bleibe bey Dir.

St. Foix.

Ich bleibe. Die Unschuld scheut die Klage nicht.

Narbonne.

Bedenke, wenn Du verurtheilt wirst, Dein Loos, das Loos Deiner Schwester! —

St. Foix.

Ohne unsere Bemühung führte uns das Schicksal zusammen, durch diesen Prozeß erkannten wir uns als Geschwister,

durch diesen Prozeß werden wir unsere Eltern wiederfinden, einen rechtmäßigen Stand und Namen erhalten. Wen die Vorsehung so sichtlich begünstigte, wem der Allmächtige seine Gnade so unleugbar zuwendete, der sündigte an seinem Schöpfer, wollte er sich muthwillig seinen ferneren Wohlthaten entziehen. Mein ganzes Leben seufzte ich nach dem Augenblicke meiner Anerkennung, all mein Dichten und Trachten war auf diesen Gegenstand gerichtet — und nun alle Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, das ersehnte Ziel endlich zu erreichen, sollte ich fliehen? Nein, ich bleibe — denn jetzt wird, jetzt muß es sich entscheiden!

Narbonne.

(für sich.)

Verflucht sey Euer Scharfsinn! (in höchster Angst.) Du mußt fliehen.

St. Foix.

Ich muß? — Wer will mich zwingen?

Narbonne.

Ich — ich! durch meine Bitten — mein Flehen, meine Thränen! Hast Du kein Ohr für meine Zärtlichkeit, — kein Gefühl für die Angst meines Vaterherzens? Unbarmherziger! (er fällt vor ihm nieder mit Adelaiden, die er gleichfalls niederzieht.) Sieh mich zu deinen Füßen — ich umfasse deine Kniee — Angstschweiß steht auf meiner Stirne — fliehe, fliehe! Sonst bist Du verloren! Erhalte Dich für Deinen Vater, Du nahmst ihm die Braut, erhalte ihm wenigstens den Sohn; erhalte Dich für Deine Schwester! Sohn! Sohn! laß' mich nicht länger knieen! Laß' mich nicht vergebens bitten. Fliehe! fliehe! und rette Dich vor der Schande!

St. Foix.

Stehen Sie auf! Ich kann diesen Anblick nicht ertragen. Auf von der Erde! Es ist umsonst.

Narbonne.

(aufstehend.)

Warum bist Du jetzt so hartnäckig entschlossen, zu bleiben, und wolltest doch früher fliehen!

St. Foix.

Ich rechne mit fester Zuversicht auf einen Richter über den Wolken. Ich bleibe, es ist beschlossen! Werde ich verurtheilt — Nein — einen Entehrten kann Victoire von Pontis nicht mehr lieben — selbst dem Gedanken, in ihrem Gedächtnisse fortzuleben, muß ich entsagen. Aber fliehe ich, ehe ich gerechtfertigt bin, so verurtheile ich mich selbst, und bekenne mich schuldig, weil ich die Untersuchung vermied. Kann sie mich dann noch lieben? — Und ohne ihre Liebe — was wäre das Leben? — Nicht mehr des Athemholens werth! — Ich bleibe! frei und geliebt von ihr, kann ich scheiden — kann leben, wenn ich sie auch nie besitzen soll. Ihrer unwürdig ist Verbannung der Galeere gleich — gleich dem Tode!

Narbonne.

(mit schrecklichem Tone.)

Also nichts kann Dich zur Flucht bewegen?

St. Foix.

Nein!

Narbonne.

(mit rollenden Augen, kochend vor Wuth.)

So sey verflucht jede Wohlthat, die ich Dir spendete! So sey verflucht jede Sorgfalt die ich Dir weihte! So sey verflucht alle Vaterliebe die ich für Dich hegte! Verflucht Du selbst und Deine Schwester! Verflucht Deine Liebe, Dein Starrsinn, und Alles, was mir in den Weg tritt! Verflucht das

Schicksal, das mich treibt zu dem, was ich bisher vermied! Nun will ich zeigen, daß ich auch ganz das seyn kann, zu dem mich die unentrinnbare Macht der Hölle stempelt. (er stürzt hinaus.)

Adelaide.

(hat sich furchtsam an ihren Bruder geschmiegt.)

St. Foix.

(eilt ihm mit seiner Schwester überrascht nach.)

(Verwandlung.)

Zimmer bei Herrn von Pontis.

Sechster Auftritt.

Herr von Pontis. Gerichtssecretär.

Baillif.

Sind die Steckbriefe abgeschickt, und das Signalement des Mörders allen Behörden mitgetheilt?

Secretär.

Pünktlich sind Ihre Befehle vollzogen. Die Loire ist gesperrt, Embargo auf alle Schiffe gelegt. Bevor der Befehl widerrufen, darf keines die Rhede verlassen. Die Marechausée durchsucht alle Häuser und Straßen, alle Thore sind besetzt, er kann nicht entkommen.

Baillif.

Noch eins! Lassen Sie den Herrn von Narbonne beobachten, aber ganz in der Stille. (f. s.) Sein Benehmen fängt an, mir verdächtig zu werden.

Secretär.

Ihr künftiger Schwiegersohn —

Baillif.

Ist ein Mensch! — Lassen Sie mir meine Grundsätze. Man beobachte seine Schritte — ganz — ganz im Stillen, aber lasse ihn nie aus den Augen.

Secretär.

Sie haben zu befehlen. (er geht ab.)

Baillif.

Es wird mir schwer, meinen Glauben an ihm zu entsagen; aber wenn ich mich auch in diesem täuschte, dann traue ich Keinem mehr!

Siebenter Auftritt.

Herr von Pontis, Frau von Pontis und Victoire.

Victoire.

(noch von aussen.)

Lassen Sie mich, Mutter, ich verspreche Ihnen ruhig zu seyn.

Frau von Pontis.

Bleibe zurück! Ich beschwöre Dich!

Victoire.

Nein, ich lasse mich nicht abhalten!

Baillif.

Was ist denn vorgefallen? (er öffnet die Thür.) Tretet ein!

Victoire.

(im Eintreten.)

Zürnen Sie nicht, meine Mutter, Ihr Rath ist gut,

aber ich kann ihn nicht befolgen; Ihr Trost ist herzlich, aber er beruhigt mich nicht; ich muß Gewißheit haben, länger ertrag' ich den Zweifel nicht.

Baillif.

Was fehlt dem Kinde?

Frau von Pontis.

Ich weiß nur, daß sie ausser sich ist.

Victoire.

Nein, glauben Sie das nicht. Ich bin ganz wohl bei Sinnen, und weil ich dies bin, will ich nicht länger in Ungewißheit schweben.

Baillif.

Welche Zweifel martern Dich?

Victoire.

Sein Schicksal. Warum ist er verhaftet?

Baillif.

Wer?

Victoire

Saint Foix.

Baillif.

Weil der Verdacht auf ihm ruht, den Schmuck entwendet zu haben.

Victoire.

Er? — Vater, Vater! — Gott im Himmel! — Ist es denn möglich? — Ha, ich frage noch? — Was ist nicht möglich? Ich bin schon wieder gefaßt, meine Mutter. — Darf ich Alles wissen? Wer klagte ihn an? Wer? Ich frage noch? Er war es, der Eifersüchtige, Rachedürstende? Nicht, mein Vater? War es nicht Narbonne? War es dieser nicht?

Baillif.

Woher vermuthest Du das?

Victoire.

Weil er ihn haßt, weil er ihn verderben will! O ich durchschaue die ganze List dieses schleichenden Teufels mit der unerschütterlichen Tugendlarve. Nicht das Blut seines Opfers verlangte er, er raubt ihm die Ehre, des Menschen Heiligstes; giebt ihm der Schande preis, der Verachtung, um mich im Innersten zu demüthigen, und den Schein der Großmuth noch zu retten, wenn er schweigt, und die Zerknirschte mit seiner Hand beglückt. So rächt er sich seiner würdig und vergißt sich selbst nicht dabei, der verhaßte Egoist.

Baillif.

Rasest Du?

Frau von Pontis

Sagt' ich es nicht?

Victoire.

Nein, nein, noch nicht! Aber es könnte so kommen, ich fühle eine Neigung dazu, — doch erst laßt mich Alles wissen. Hat er ihn wirklich angeklagt?

Baillif.

Nein! — Nein! — Saint Foix wollte fliehen.

Victoire.

Das weiß ich.

Baillif.

Als der Schmuck gestohlen war. Das allein macht ihn verdächtig. Denn Adelaide Palombe, seine Schwester —

Victoire.

Seine wirkliche Schwester —

Baillif.

Durch Zeugen als solche bestätigt, — ist von der Anklage frei gesprochen, das Kreuzchen entwendet zu haben.

Er darf nur die Ursache seiner Flucht erklären und beweisen, so ist er gleichfalls frei.

Victoire.

Hat er das noch nicht gethan?

Baillif.

Nein. Er sagte vor Gericht, das sey ein Geheimniß, das weder Bitten noch Qualen seinen Lippen jemals entreißen würden.

Victoire.

O, daran erkenne ich ihn. Es ist ein Mann! Ein Mann im ganzen Sinne des Worts. Er wird eher sterben, oder auf die Galeere wandern, ehe er das Geheimniß einer Dame preißgiebt. Aber sein Pflegevater wußte es, Herr von Narbonne kannte den Grund seiner Flucht.

Baillif.

Herr von Narbonne?

Victoire.

Ja, er. Warum sprach er nicht, um den Sohn zu retten?

Baillif.

Wie lange ist es denn, daß er mir versicherte, er wüßte es nicht?

Victoire.

That er das?

Baillif.

Und bat um die Erlaubniß, sein Ansehen und seine Ueberredung anwenden zu dürfen, um von ihm dies Geheimniß zu erforschen.

Victoire.

Eine neue Schlangenlist! O gieb Acht! eine neue Bosheit, um ihn unrettbar zu umwinden. Was hältst Du

von einem Menschen, der die Wahrheit verschweigt, die den Beklagten retten kann.

Baillif.

Er ist ein falscher Zeuge, er ist ein schlechter Mensch; der Verworfenste auf Erden; ein boshafter raffinirter Mörder mit Bewußtseyn. Dem Verführer meiner Tochter würde ich die Wahrheit nicht vorenthalten vor den Schranken des Gerichts.

Victoire.

Ja Vater, Du, Du bist ein gerechter Richter. Drum höre mich, ich werfe mich Dir zu Füßen, und klage mich an. Verdamme mich, aber urtheile gerecht über diesen Jüngling. Ich muß für ihn sprechen, da Alles schweigt. Denke nicht, ich hätte die zarte Scheu vergessen, die meinem Stande ziemt. Es gilt die Rettung eines Menschen, und da muß jede Rücksicht schweigen.

Baillif.

So ist es, drum fahre fort!

Victoire.

Er hat Niemand als mich; ich muß für ihn sprechen — ach! und ich spreche für mich selbst. Sein Schicksal ist das meine; seine Schmach ist meine Entehrung, seine Strafe ist mein Gericht, sein Tod ist mein Ende.

Baillif.

Was höre ich?

Victoire.

Ich kann es Dir sagen, und bin bereit, vor den Schranken des Gerichts laut zu erklären, warum er fliehen wollte.

Baillif.

Nun so sprich.

Victoire.

(wirft sich ihrem Vater an die Brust.)

Weil er mich liebt.

Baillif.

(erstaunt.)

Dich?

Victoire.

Weil ich ihn liebe.

Frau von Pontis.

Was muß ich hören?

Baillif.

Du ihn?

Victoire.

Mit der ganzen Kraft meiner Seele! Weil ich ihn ewig lieben werde, ewig lieben muß! Herr von Narbonne sah es, hörte es.

Baillif.

Wirklich?

Victoire.

Er überaschte uns, als der Schmerz der Trennung die lange verborgenen Gefühle zu Tage förderte, und das erste feurige Geständniß der seligen Qual über unsere Lippen fluthete. Er hörte es, daß Saint Foix fliehen wollte, weil ihm die Braut seines Pflegevaters heilig war, weil er ein edler großer, tugendhafter Mensch ist.

Baillif.

Das wollte er, darum wollte er fort?

Victoire.

Und darum soll er der Schande, dem moralischen Tode überliefert werden? O Tugend! ist das dein Lohn? Wo bleibt dann Deine Gerechtigkeit, Ewiger!

Baillif.

Er wußte das und schwieg? O schlecht, schlecht! Niederträchtig! — hätte mich einen Unschuldigen verdammen lassen! Wer hätte das hinter diesem Menschen gesucht?

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Bernard Colas.

Bernard.

Herr Baillif, ich komme, mich selbst anzuklagen. Ich habe gefehlt, aber das reuige Bekenntniß mildert vielleicht meine Schuld.

Baillif.

Was hast Du verübt?

Bernard.

Herr von Narbonne bot mir eine große Summe, die beiden Gefangenen, Saint Foix und Adelaide entfliehen zu lassen.

Baillif.
(erstaunt.)

Herr von Narbonne?

Frau von Pontis.

Sonderbar!

Victoire.

Sehen Sie, mein Vater?

Bernard.

Mich blendete das Gold, und die Hoffnung, das Loos meiner Familie zu verbessern, verführte mich; aber mehr als das rührte mich das Schicksal der beiden jungen Kinder.

Herr Baillif, ich habe den Saint Foix arm und nackt an der Straße gefunden, habe ihn gewärmt und gepflegt, und er war mein Kind. Er rettete meinen Erstgebornen aus den Fluthen, und kaufte sich als Sohn in mein Herz mit dieser That. Mein Weib ist seine Mutter, meine Kinder seine Geschwister. Herr von Narbonne ließ ihn im Wohlleben erziehen, aber er gehörte uns. Er fühlte sich am wohlsten in meiner kleinen Wohnung. Das Mädchen brachte er uns, die liebliche Adelaide, als er die Waise verlassen fand, und sorgte für sie, ehrbar und redlich. Und auch sie lernte beten und arbeiten, mit und bei den Meinigen, auch sie gehörte zur Familie. Das Haus ist ausgestorben, seit sie fort ist. Die Mutter betet, die Kinder weinen, und mein Erstgeborner verzweifelt! Ach Herr Baillif nehmen Sie es nicht übel, ich selber kann nicht anders, ich hatte das schöne Kind gar so lieb. — Da kommt nun der gnädige Herr Schwiegersohn, und sagt, daß sie beide verurtheilt würden, zur Galeere, zum Raspelhause.

Baillif.

Seht doch den strengen Richter! —

Bernard.

Ja, so sagte er, — und daß er sie mit meiner Hülfe retten wollte, vor der Strenge und Verfolgung des Herrn Baillif.

Victoire.

Sehen Sie, mein Vater?

Baillif.

Verdammter Lügner!

Bernard.

Da konnte ich nicht mehr widerstehen, mein Herz sagte zu, und ich schlug ein! Ha! dachte ich, erfahren Sie es zu

Hause, daß sie frei sind, so werden sie auch wieder essen und schlafen, und kostet es meine Stelle — trifft mich Strafe und Gefängniß — so habe ich die Schuld der Dankbarkeit abgetragen! O Herr Baillif, unser eins hat auch ein Herz!

Baillif.

Unglücklicher, und Du ließest sie fliehen?

Bernard.

Sie sind noch in meiner Haft. Herr Saint Foix sendet mich her, Sie von allem in Kenntniß zu setzen.

Baillif.

Er selbst? brav, brav! — Das übersteigt meine Erwartung!

Victoire.

Sehen Sie, mein Vater?

Bernard.

Durch Ihren Scharfsinn hoffe er, in den Schooß seiner Familie zurückgeführt zu werden, seinen Namen und Stand wieder zu erhalten.

Baillif.

(geschmeichelt.)

Das ist meine Absicht, und mit Gottes Hülfe werden wir sie erreichen.

Victoire.

(küßt ihren Vater.)

Dank, Dank!

Frau von Pontis.

(zieht die Tochter zurück, das stürmische Benehmen, mit einem Blicke auf Bernard verweisend.)

Stille, stille!

Baillif.

Wackere Grundsätze! treffliche Ansichten! — Schade, daß er kein Jurist ist.

Victoire.

Erkennen Sie nun die Tücke des Versuchers? — Er scheute die Untersuchung, er fürchtet den Ausgang — die Strafe des Gesetzes — wegen verheimlichter Wahrheit —

Baillif.

O vielleicht wegen ganz andern Dingen noch. — Bald durchschaue ich — bald habe ich ihn ganz!

Victoire.

Durch die Entfernung des Gegenstandes wollte er die Verhandlungen des Gerichts durch einen kühnen Streich unterbrechen.

Frau von Pontis.

Glaubst Du, daß sie recht hat?

Baillif.

Warum nicht? feurige Liebe und junge Eifersucht sehen oft schärfer, als die bejahrteste Weisheit!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Der Gerichtssecretär.

Secretär.

(rasch eintretend.)

Der Mörder ist gefangen!

Baillif.

Ist er? wo fand man ihn?

Secretär.

Auf einem Kauffahrer des Herrn von Narbonne.

Victoire und Frau von Pontis.

Des Herrn von Narbonne?

Baillif.

Was? hat dieser Mensch schon wieder seine Hand im Spiele?

Secretär.

Sie werden ihm dafür danken müssen, denn ohne ihn hätte man diesen Bösewicht schwerlich mehr verhaftet. Das Schiff war bereits segelfertig, die Anker gelichtet, und der Capitän wollte eben aus der Rhede steuern, ehe das Embargo verkündet wurde; da kam ein Expresser vom Herrn von Narbonne mit dem Befehle: nicht eher abzufahren, bis er ihm noch zwei Passagiere gesendet hätte, die er nach Saint Louis mitnehmen müßte.

Bernard.

Das war Saint Foix und Adelaide.

Baillif.

Verschärfen Sie alle Befehle hinsichtlich seiner. Hören Sie! Man nehme ihn fest, bei dem ersten verdächtigen Schritte. Er ist so gut, als dem Gerichte verfallen! Diese neuen Indicien verlangen eine strenge Untersuchung und er

steht noch vor Abend vor der Barre! Du, Bernard, geh'. Der Vater will vergessen, wozu Dich das Vatergefühl verleitete, der Mensch will vergessen, was der Richter hörte. Straucheln ist nicht fallen, aber hüte Dich auch vor dem Wanken; denn nicht immer findest Du einen so redlichen Warner, der Dich hält! — Geh' und führe die Zigeunerin in den Gerichtssaal. — Kommen Sie, Herr Secretär, das Amt ruft uns zur Sitzung, und mich durchrieselt ein eigener Schauer der gespanntesten Erwartung.

(er geht ab, die andern folgen ihm.)

(Verwandlung)

Zimmer in Narbonnes Hause wie im zweiten Aufzuge.

Neunter Auftritt.

Narbonne. Madelon.

Narbonne.

(aufgeregt und verstört.)

Bist Du schon wieder hinter mir her?

Madelon.

(die ihm folgt.)

Sie müssen mich hören!

Narbonne.

Sei nicht aufdringlich, wie das böse Gewissen!

Madelon.

Sie schütteln mich nicht ab, weder mit guten noch bösen Worten. Ich muß Sie sprechen. Ich bin vor die Schranken des Gerichts geladen.

Narbonne.

Du?

Madelon.

Ich werde der Zigeunerin gegenüber stehen. Wenn sie plaudert! Wenn sie plaudert! Sie sehen, der geltende Moment ist da! Es handelt sich um Ehre und Schande — um Reue und Buße — um Sühnung und Verdammniß.

Narbonne.

(lacht höhnisch.)

Hehehe!

Madelon.

Sie täuschen mich nicht. Dies Lachen ist der Krampf der Verzweiflung. Sie sehen, daß es zu Ende geht.

Narbonne.

Mit mir?

Madelon.

Mit wem denn sonst?

Narbonne.

Da irrst Du Dich gewaltig.

Madelon.

Wenn sie nicht die Kinder freiwillig anerkennen —

Narbonne.

Was fällt der Närrin ein?

Madelon.

So sind sie verloren! — Es sind die Kinder Ihres Bruders: Pierre und Pauline von Narbonne — es sind die rechtmäßigen Erben dieses Hauses, die wir verleugneten, hinausstießen, für verunglückt ausgaben beim Brande, für todt! — Sie müssen sie anerkennen, in ihre Rechte einsetzen, das Vermögen zurückerstatten, das ungerechte Gut herausgeben.

Narbonne.

Und Dir den stattlichen, reichen Vetter zum Manne kuppeln, nicht wahr, Betschwester?

Madelon.

Spotten Sie meiner Schwäche, ich verdiene es, für den frevelnden Wunsch, den ich bereue. Und auch Sie sollten der Welt Freuden und Eitelkeiten entsagen!

Narbonne.

Das werde ich wohl müssen, so gut als Du, denn Deinem Bräutigam gefällt meine Braut; in Deinem Kuppelpelze sitzen die Schaben. Thu' Du was, Du willst, ich habe aber nicht Lust, den reuigen Sünder zu spielen.

Madelon.

Sie werden wohl müssen.

Narbonne.

Noch zwingt mich nichts dazu.

Madelon.

Warten Sie nicht darauf. Adelaide hat das Kreuzchen ihrer Mutter um, das Sie und ich erkannten; Saint Foix ist ihr Bruder, das bezeugt die Zigeunerin. Ich bin überzeugt, daß es die Kinder, die Erben des Hauses sind, und werde nicht schweigen.

Narbonne.

Nicht?

Madelon.

Nein, ich gestehe alles: daß Sie mich als eine unschuldige arme Bauerndirne verleiteten, beschwatzten, daß sie mich durch den elenden Mammon verführten, der mir nichts als Unruhe, Sorge, Angst, Noth, Gram und Gewissensbisse brachte,

Narbonne.

Unsinniges Weib! Siehst Du nicht ein, daß auch Du straffällig bist?

Madelon.

(die vor seinen irren Blicken scheu zurückweicht, fährt fort.)

Daß Sie heimlich zugegen waren, während man Sie auf weiten Reisen wähnte, daß Sie alles zu dem Brande vorbereiteten, und das Haus selbst ansteckten, während Thierry Sie zu Paris aufsuchte.

Narbonne.

Traf er mich nicht dort?

Madelon.

O ja, denn er eilte nicht mit Courierpferden dahin, wie Sie, als Sie die That verübt hatten, um vor ihm wieder dort zu sein.

Narbonne.

Ich beweise, daß ich Paris nicht verließ.

Madelon.

Weil Sie sich für krank ausgaben. — Ich schwöre das Gegentheil!

Narbonne.

Einfältige verrückte Creatur! Was hilft es Dir denn, wenn ich verdammt bin? (geht auf sie zu.) Bin ich verloren so bist Du es auch!

Madelon.

Gemordet habe ich nicht! Nur wer Blut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden! Der Himmel bewahrte mich vor dieser großen Schuld, wie Sie selbst durch meine Bitten! Die armen Kinder sind nicht untergegangen im Pfuhle der Laster und der Sünden; Gott wachte über sie und führte sie unverletzt aus jeder Versuchung. Reue versöhnt, und

büßen will ich, so lang ich lebe. Die härteste Strafe ist mir die willkommenste.

Narbonne.

Meinetwegen, Betschwester! Schwärme Dich selig in Deinem dummen Aberglauben, ich aber will genießen, was ich mir mit Mühe und Ausdauer errungen.

Madelon.

Nun wohl. So nehmen Sie alle Beide an Kindesstatt an. Vereinigen Sie die Liebenden, geben Sie Ihrem Neffen mit seinem rechtmäßigen Vermögen die Hand der Victoire von Pontis, — und ich will schweigen. Sie bleiben in Ehren und Ansehen, und das Recht der Wiedererstattung ist dennoch ausgeübt.

Narbonne.

Bewahre mich die Hölle vor diesem Narrenstreiche!

Madelon.

Thun Sie freiwillig, was Sie sonst gezwungen mit Schande und Verzweiflung thun müssen!

Narbonne.

Wer wird mich zwingen?

Madelon.

Ich —

Narbonne.

Du?

Madelon.

Ich, ich! Ich eile in den Gerichtssaal — entschließen Sie sich!

Narbonne.

Ich verleugne Dich — gebe Dich für eine überspannte Närrin aus, die der Aberglaube und Mysticismus verrückt machte.

Madelon.

Immerhin.

Narbonne.

Die Zigeunerin kennt mich nicht. Ihre Aussage verachte ich.

Madelon.

Adoptiren Sie die Kinder, so will ich sorgen, daß sie schweigt. Sie kennt nur mich, nur mich. Ich entferne mich aus dieser Gegend, aus diesem Lande, vergrabe mich in ein einsames Kloster und Niemand lebt, der sie verrathen kann!

Narbonne.

Und wenn ich es unterlasse?

Madelon.

So zeige ich mich der Orsomatrina, sie erkennt mich, weiß, daß ich ihr die Kinder übergab, und Sie sind überwiesen und verurtheilt.

Narbonne.

Aber wenn Du nun selbst verstummtest? Wenn ich Dir die Zunge und die Füsse lähmte, und es Dir unmöglich machte, vor den Schranken im Gerichtssale als Anklägerin aufzutreten? Wer wäre dann noch da, der mich dieses Verbrechens überführte?

Madelon.

Der über uns, dessen Auge nie geschlossen ist, — der jeden Sünder richtet und jede Gräuelthat bestraft.

Narbonne.

Auf diese Gefahr hin will ich es wagen.

(er zieht rasch einen Dolch und ersticht sie.)

(Der Vorhang fällt.)

Ende des vierten Aufzugs.

Fünfter Aufzug.

Gerichtssaal auf dem Amthause.

Erster Auftritt.

Herr von Pontis; Schöffen und Gerichtsschreiber (an der Tafel) Orsomatrina (vor der Barre) Thierry, Jean Dominique, Etienne, François, Valentin, Christine, Charlotte. (als Zeugen) Zwei Huissiers, Gerichtsdiener und Marechausée, Volk. (als Zuschauer.)

Baillif.

Noch einmal, Alte, von dem Stamme der Sinte, die sich Orsomatrina nennt, sage, warum schlichst Du tagelang um das Haus des Herrn von Narbonne?

Zigeunerin.

Herr, ich geh' durch alle Strassen.

Baillif.

Leugne es nicht. Diese da bezeugen es Alle, die Diener des Hauses sahen Dich. Leugnen hilft Dir nichts! Gestehe, sonst geht Dir's schlimm.

Zigeunerin.

Nur nicht schlagen! — Bin gar alte Zingana! — Nur nicht schlagen! Peitsche thut gar weh!

Baillif.

Bekennst Du nicht, wird sie Dir nicht entgehen.

Zigeunerin.

Muß ich reden — will ich reden! Peitsche, Peitsche thut gar weh! — Haut ist näher als das Hemde. (zu den Dienern.) Tragt die Schuld ihr, daß ich schwatze. Schadt's der Herrschaft, was geht's mich an! — Ist der Herr gar wild und herrisch, mit der hochgetragnen Nase. Wollte mich auch schlagen lassen, schenkte nichts der armen Zingana! — Geiz'ger Filz! — Und Zingana hätt' doch geschwiegen. — Weiß gar viel der Stamm der Sinte, — und schweigt doch!

Baillif.

Rede endlich!

Zigeunerin.

Muß ich sagen — will ich sagen! Schlich ums Haus ich? — Sucht' ein Mädchen, das im Hause wohnen muß.

Baillif.

Warum?

Zigeunerin.

Wollt' sie sprechen, mußt' sie sprechen!

Baillif.

Welche war es? — Sieh' die Knechte dort und die Mägde — welche war es unter allen diesen?

Zigeunerin.

Keine, Herr. Ist nicht dabei.

Baillif.

Es fehlt doch Niemand —

Thierry.

Außer Madelon.

Volk.

Madelon! Madelon! Madelon fehlt!

Huissier.

Stille!

Zigeunerin.

Ja, Madelon heißt sie.

Baillif.

Ist Madelon nicht geladen?

Huissier.

Geladen ist sie, aber nicht erschienen.

Baillif.

Man hole sie augenblicklich! Sie erscheine vor den Schranken.

Huissier.

(und zwei Gerichtsdiener gehen ab.)

Baillif.

Du drangst auch in das Haus!

Zigeunerin.

Kann es nicht leugnen! — Hab' noch Striemen auf dem Rücken — rothe Striemen von der Peitsche.

Baillif.

Du drängtest Dich bis in das Zimmer des Herrn von Narbonne?

Zigeunerin.

Mußte zu ihm, hatt' ein Briefchen ihm zu bringen. Hätt' dies nicht verrathen Herr; aber hat mich peitschen lassen! — und die Peitsche thut gar weh!

Baillif.

Ein Briefchen? Von wem?

Zigeunerin.

Weiß den Mann Dir nicht zu nennen. Sah nichts als zwei wilde Augen, unterm breiten Federhute. War im Mantel eingehüllt. Ist kein Fremdling in dem Lande — sah ihn einst vor zwanzig Jahren.

Baillif.

Wie erkanntest Du ihn, wenn Du ihn, wenn Du sein Gesicht nicht sah'st.

Zigeunerin.

An der Hand.

Baillif.

An der Hand?

Zigeunerin.

Hab' ihm damals wahrgesagt aus den Linien. Trug gar einen schönen Ring — reichen Ring. — Trägt ihn noch, hab' ihm wieder wahrgesagt — und erkannte die feine Hand.

Baillif.

Ha! — die Hand.

Zigeunerin.

Ja, ja, die Hand!

Baillif.

Die Hand, die Hand? — der Ring? — der Herr von Narbonne sagte nichts von diesem Briefchen im Verhör; und auf seinem Schiffe wurde Saint Pierre verhaftet?

Secretär.

Auf der Rhede von Noirsmoutiers.

Baillif.

Huissier!

Huissier.

Gestrenger Herr!

Baillif.

Im Namen des Gesetzes, und Seiner Majestät Ludwigs des Vierzehnten, wird Herr Louis von Narbonne augenblicklich vor diese Schranken geladen.

(Huissiers und Gerichtsdiener gehen ab.)

Doch Madelon kehrte wieder von ihrer Wallfahrt, und Du warst vor dem Hause verschwunden, und kamst nicht wieder hin, seit dem Abend, wo Du bei Herrn von Narbonne auf dem Zimmer warst.

Zigeunerin.

Traute mich nicht mehr in die Nähe dieses Hauses. Zingana hat gar lange Finger! — Ist gar arm der ganze Stamm. Ist darum gar verdächtig. Ward gestohlen in dem Hause; hatt's gehört. Hätte man nicht denken können, alte Sinte hätt's gethan?

Baillif.

Du thatest es auch.

Zigeunerin.

Ich, Herr?

Baillif.

So sagen alle Zeugen!

Die Diener.

Ja, sie muß es gewesen seyn.

Baillif.

Auch Herr von Narbonne klagte Dich des Diebstahls an.

Zigeunerin.

Er auch — er auch? — Wart, ich will Dir! Reicher Filz! — (bebend und zitternd vor Zorn.) Der mir Schläge geben läßt für Lohn. — Und deshalb steh' ich vor Gericht?

Baillif.

Deshalb wurdest Du verhaftet, und bleibst des Diebstahls verdächtig, bis Du bewiesen, daß Du nur Madelon suchtest in dem Hause, und w a r u m Du sie gesucht.

Zigeunerin.

Weiter nichts? — Das kann ich nicht sagen! Aber klagt er mich des Diebstahls an — will ich ihn nicht länger schonen! Wart', Du Filz! — (wichtig.) Kennst die Kinder, die man mir einst übergab?

Baillif.

Saint Foix?

Zigeunerin.

Ja, Saint Foix! — Nennt ihn anders! — hieß bei unserm Stamm der S i n t e — F o c o. Weil er ungestüm und feurig.

Baillif.

Und Adelaide Palombe?

Zigeunerin.

Ja, Alide. Hieß sie drum die Palombina, weil sie sanft wie Waldestaube! Kennst sie? — Kennst sie?

Baillif.

Ja, nur weiter.

Zigeunerin.

Madelon brachte sie mir einst.

Alle.

(schreien auf.)

Ha!

Baillif.

(erhebt sich.)

Ist es möglich? Wer hätte das gedacht?

Volk.

Unerhört! Unerhört!

Baillif.

Wann geschah das? rede, Alte!

Zigeunerin.

In der Nacht, wo das Haus des Narbonne brannte.

Baillif.

Ja, bei Gott! Unterm Schutte fand man wohl die Knochen von Erwachsenen, aber nicht von Kindern. Weiter, Alte! — Wo kam sie zu Dir mit den Kindern?

Zigeunerin.

Auf der Haide, wohl sechs Meilen von der Stadt.

Baillif.

Hast Du sie seitdem gesprochen?

Zigeunerin.

Nein, nicht mehr.

Baillif.

Nannte sie Dir ihren Namen?

Zigeunerin.

Ei bewahre!

Baillif.

Wie konntest Du wissen, daß sie Madelon heißt, und im Hause des Herrn von Narbonne wohnt?

Zigeunerin.

(kichernd.)

Hoho! — Hihihi! Sinte ist gar wunderwitzig! — Ja, Zingana muß Alles wissen! Schlich ihr nach, und forscht' es aus! — Wußte Alles lange schon. Hätt' es auch schon angezeigt, oder diesen kargen Filz um sein vieles Geld gebracht. Aber Foco lief davon, wie ich Dir schon einmal sagte, und Palombina verlor ich einst — hier zu Nantes. Hatte lange

nicht den Muth mich zu zeigen in der Stadt, aber endlich kam ich doch, spürte, fragte, lugte, lauschte. Da entdeckt' ich sie am Hafen, und erkannte sie am Kreuzchen, das sie noch am Halse trug. Die Palombina war verloren, drum wollt ich den Reichen schröpfen, zwicken und noch fischen, was zu fangen war im Trüben! — Suchte deshalb Madelon auf; wollt' ihr sagen, daß ich fand die Palombina. Wollt ihr droh'n, sie zu verrathen, wenn sie mich nicht gut bezahlte, mir das Maul mit Gold stopfte.

Baillif.

Seltsame Werkzeuge braucht der Richter dort oben, um die nie schlafende Wachsamkeit seines Vaterauges zu bekunden! Es ist kein Zweifel, das sind die Kinder des Pierre von Narbonne.

Volk.

(tobt auf.)

Ja, sie sind es! Narbonnes Kinder! — die rechtmäßigen Erben!

Die Diener.

Die Kinder unseres Hauses, die Erben der Narbonne!

Huissier.

(tritt ein, mit Gerichtsdiener, und ruft unter dem Tumulte.)

Stille, im Namen des Königs!

Baillif.

Ihr kommt allein zurück? Wo ist Madelon?

Huissier.

Die Geladene kann nicht erscheinen.

Baillif.

Warum?

Huissier.

Ihr Brodherr sagte aus: sie sey nicht wohl, läge zu Bette, und könne unmöglich vor die Schranken treten.

Baillif.

Ihr eigenes Geständniß ist nöthig! Sie muß mit der Zigeunerin confrontirt werden! Drum fort! führt die Alte unter Bedeckung nach dem Hôtel des Narbonne! Ich nehme die Verhafteten und führe sie selber hin vor das Bett der Kranken, die sie erkennen muß, ehe ich sie in das Erbe ihrer Väter einsetzen kann. Das Gericht begleitet mich. (zum Secretär.) Schnell voraus! Man nehme den Herrn von Narbonne gefangen. (er geht mit den Schöffen und dem Gerichtsschreiber ab. Der Huissier und die Marechoussée begleiten Orsomatrina.)

Thierry.

Und ich muß dabey seyn, der Erste, der seinen jungen Herrn begrüßt.

Die Diener.

(Alle ohne Ordnung.)

Ich, ich auch, ich auch! — Wir alle wollen ihn begrüßen.

Thierry.

Ich will seine Kniee umfassen, und ihm knieend mein Unrecht abbitten.

(geht ab.)

Dominique.

(fährt fort.)

Laßt uns hingehen und beweisen, daß unsere Herzen noch die Alten sind.

Die Diener.

(alle durcheinander.)

Jean.

Und das schöne Kind, die Tochter des Hauses —

François.

Tragen wir auf unsern Armen durch die Straßen.

Charlotte und Christine.

Recht so! recht so! das ist schön!

Valentin.

Sie soll keinen Fuß auf das Pflaster setzen.

Männer aus dem Volk.

Wir sind auch dabey.

Weiber.

Wir auch! wir auch!

Volk.

Wir rufen durch alle Straßen: Seht die Wiedergefundenen —

Männer.

Die Kinder des Hauses Narbonne.

Alle.

Heil und Segen auf ihr Haupt.

Dominique.

(überschreit alle.)

Und Triumph der Gerechtigkeit!

Alle.

Ja, ja! Triumph der Gerechtigkeit.

(Alle stürzen tumultuarisch ab.)

(Verwandlung.)

Zimmer in Narbonnes Hause, wie im ersten Aufzuge.

Zweiter Auftritt.

Narbonne.

(eilt bleich und verstört durch die Mitte.)

Licht wird es werden! sprach der Mann mit seiner catonischen Tugend. O es bricht hervor! — in seiner gräßlichen Wirklichkeit. Ich fühle es an meiner Angst — an mei-

ner Beklemmung, an meinem Entsetzen! — Aus jedem Winkel glotzen mich feurige Augen an — ich fliehe — es schreitet mir nach, mit dröhnendem ehernen Schritte, es schlürft hinter mir, es bläst mir in den Nacken, mit eiskaltem Athem — es rauscht um mich mit dumpfem Flügelschlage, und kreischt mir mit schrecklichem Tone in die Ohren: Vergeltung! — O! o! — Das ist der Furien eherner Tritt — das ist der Rache langsames Schleichen — das ist der eisige Hauch der Geisterwelt — das ist der Hölle heischerer Ton! — Horch! horch! Rauschen! Schlürfen! Tritte! — wieder! wieder! Es sind die Unsterblichen! — Sie schreien Mord! — (er sinkt erschöpft in einen Stuhl, fällt mit dem Kopfe auf den Tisch, und hält sich die Ohren zu.) Die Sinne vergehen mir, die Furcht raubt mir alle Gedanken! O nur eine halbe Stunde noch laß' mich bei Verstande, tückisches Schicksal! — Nur eine halbe Stunde noch steh' mir bei, Hölle, die mich bisher nie verließ. (er steht matt auf.) Ich darf meiner Qual nicht unterliegen, darf nicht verzweifeln, sonst bin ich verloren! — Sie waren da — da — die Boten des Gerichts. Sie fragten nach ihr, sie fragten nach Madelon! Ich verleugnete sie — wie lange wird es helfen! Sie werden wieder kommen — man wird sie finden — meine That entdecken — und ich bin gerichtet! Es bleibt kein Mittel als die schnellste Flucht. Noch hält mein Schiff auf der Rhede von Noirsmoutiers. Noch wartet es auf die Flüchtlinge, die Barke liegt noch auf der Loire, und die gut bezahlten starken Ruderer bringen mich im Fluge hin! — Das Leben ist gerettet, alles ist gerettet! Das Leben ist das Einzige, Erste, Höchste! Auf den Antillen blühen meine Etablissements, und ehe mich der Arm der Justiz erreicht, mache ich sie zu Gelde, und eile davon. Wohin? das wird sich finden! Weiter! Weiter! Rasch also fort! — Schnell will ich

meine Papiere zu mir stecken, und den Rest meiner Cassa leeren; denn Geld hat man nie zu viel bei solchen Unternehmungen. (er eilt in das Kabinet, das er öffnet.)

(Aus der Ferne hört man Tumult und die kaum vernehmbare Stimme des Volkes, das ruft: „Seht die Erben des Hauses Narbonne! Seht die Verstoßenen.)"

(Narbonne wankt wieder heraus, und hält das Papier in der Hand, das Saint Pierre im ersten Aufzuge hineinlegte.)

Das fand ich in der leeren Cassa. (er liest.)

„Narbonne! Ich war noch einmal da, wie Du wohl „bemerken wirst, sowohl an dem, was ich hinterlasse, als „an dem was ich mit mir nahm. Ich wollte Dir mei„nen Dank abstatten für die hundert Louis, die ich über „unsere Verabredung in dem Beutel fand. Da belauschte „ich ein Gespräch Deiner Leute, die sich über den Schmuck „unterhielten, den Du Deiner Braut zustellen willst. Ich „war neugierig, betrachtete die schönen Dinge, und „glaubte in ihm denjenigen zu entdecken, den ich da„mals nebst einer runden Summe aus diesem Cabinette „holen wollte, wo ich statt dessen Deinen Bruder fand, „bei dem ich mich ein wenig heftig über die unwillkom„mene Störung beschwerte. Ich steckte ihn daher zu „mir, als eine Sache, die mir längst gebührte, und „danke Dir, daß Du mir mein Eigenthum so lange und „gewissenhaft aufbewahrtest. Noch einmal, lebe wohl, „Wann Du erwachst bin ich auf der See. Es ist „auch die höchste Zeit, denn ich erhielt noch diesen Abend „die Nachricht, daß man mir schon auf der Spur ist.

Saint Pierre!

Nachschrift. — „Laß ein andermal die Schlösser ver„ändern, wenn Du Jemanden einen Schlüssel dazu gege„ben hast, und die Güter-Gemeinschaft vermeiden willst.

Ich bin vernichtet! — Also er war noch einmal hier? Er stahl den Schmuck? und ich selbst gab ihm einst den Schlüssel dazu? — O fluchwürdiges Schicksal! Täuschende Hölle, das ist Dein Hohn! — So betrog ich — bestahl ich mich selbst, brachte Unschuldige in Verdacht, vernichtete meiner Liebe Glück, rief die Vergeltung aus dem Schlafe, weckte die Zeugen meiner Verbrechen, und schleppte sie und mich selber vor die Schranken des Gerichtes! — Hahaha! O das ist Dein Jubel, Abgrund! — Hahaha! Das sind eure Triller, ihr Töchter der Megäre und des Erebus! — Hahaha! Ich suche den Schmuck und finde die Kinder meines Bruders! — Also Alles umsonst! Ich heuchelte, gleisete, — und mordete umsonst? (Tumult aus der Ferne, der immer näher kommt. man vernimmt deutlich: „Triumph der Gerechtigkeit.") Was ist das! — Jubel — nein! Rachegeschrey! (man hört sie näher rufen: „Heil den Kindern des Hauses von Narbonne! — Segen über die Verstoßenen.") Sie suchen mich, Sie rufen nach dem Mörder. (die Stimmen kommen immer näher.) Schon treten sie ins Haus — die Häscher sind schon an der Treppe — jetzt sind sie im Corridor — jetzt an der verhängnißvollen Thüre — sie brechen sie auf — — (ein lauter anhaltender Schrei ertönt. Man ruft: „Mord! Mord! Entsetzen.") Jetzt haben sie die Leiche gefunden. — Wohin? Wohin? fort! fort! Schnell durch den Garten, an das Ufer der Loire! — fort — (er eilt durch den Garten; man hört mehrere Thüren sprengen, unter Geschrei und Gepolter.)

Dritter Auftritt.

Der Huissier und mehrere Häscher treten ein. Volk dringt nach.

Huissier.

Wo ist er?

Ein Diener.

Auch hier nicht!

Ein Häscher.

Alle Zimmer sind durchsucht.

François.

Er floh durch den Garten.

Huissier.

Fort, ihm nach! Haltet ihn! (er eilt mit dem Marechausée durch den Garten, das Volk läuft hinterher und schreit:) Haltet! Haltet! Haltet den Mörder!

Vierter Auftritt.

Frau von Pontis und Victoire.

Frau von Pontis.

Schauderhafte That!

Victoire.

Fürchterliches Verbrechen!

Frau von Pontis.

Warum mußten wir dies Haus des Blutes und Mordes betreten?

Victoire.

Zürne nicht, Mutter! Ich konnte dem Drange meines Herzens nicht widerstehen. Ich mußte den Geliebten sehen, hergestellt in seiner Ehre. Es trieb mich fort unter die Wogen des jubelnden Volkes, ich zog Dich mit. Ganz Nantes ist ja in Aufruhr! — Wer konnte auch an diese Entwicklung denken!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Saint Foix, und Adelaide, von Dienern, Thierry und dem Volke begleitet, treten ein.

Thierry.

Heil den Kindern des Hauses Narbonne!

Alle.

(rufen.)

Heil und Segen!

Thierry.

Sie sind anerkannt!

Victoire.

(wirft sich ihrer Mutter an die Brust.)

O Mutter! Mutter!

Thierry.

Madelon erkannte sterbend die Zigeunerin als Orsomatrina, der sie die todtgeglaubten Kinder des Pierre Narbonne übergab, und erklärte Saint Foix und Adelaide als die Erben dieses Hauses, welche ihr Oheim aussetzte.

Victoire.

O der Barbar!

Frau von Pontis.

Und wer ermordete Madelon?

Thierry.

Louis von Narbonne.

Adelaide.

Der Tiger!

Thierry.

Wir hörten's Alle! Wir und das Gericht! Madelon sagte es und verschied.

Diener und Volk.

Ja, wir hörtens, wir hörtens Alle!

Sechster Auftritt.

Huissier, Häscher, und Gerichtsdiener bringen Narbonne durch die Gartenthüre, der Gerichtsschreiber und die Vorigen. Die Volksmasse, welche sich nachdrängt, sieht man noch außerhalb im Garten.

Huissier.

Da ist der Mörder!

Volk.

Wo ist der Baillif? Zum Blocke mit dem Mörder! — Zum Galgen mit dem Bösewichte!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Der Huissier öffnet die Thüre, die Gerichtsdiener trennen das Volk in der Mitte, Herr von Pontis und das Gericht treten ein, Häscher führen Saint Foix und die Zigeunerin, Meister Jaques folgt.

Huissier.

(hebt den Stab.)

Platz im Namen des Königs! Stille!

Baillif.

(tritt vor, und steht dem Narbonne gegenüber, der den Blick auf den Boden heftet, er sieht ihn scharf an, und fragt dann den Secretär.)

Wo fand man ihn?

Secretär.

Er floh durch den Garten —

Huissier.

Durch das kleine Gäßchen, nach der Loire. — Wir ereilten ihn, als er eben das Ufer erreichte, und in eine wohlbemannte Barke springen wollte.

Secretär.

Die ich schon lange beobachten ließ. Als er sich verfolgt sah, wollte er in den Fluß springen, aber seine eigenen Leute verhinderten den Selbstmord.

Baillif.

Mein Herr von Narbonne! Warum wollten Sie dem Glück entlaufen? Ihr Schmuck ist gefunden. Bezweifeln Sie nun noch die Allmacht der Polizei? Hier ist ein Wunder des Marquis d'Argenson anzustaunen! — Sehen Sie, hier ist der Schmuck, zu dem er uns verhalf!

Narbonne.

(schaudert zusammen, seufzt tief auf, wagt aber nicht den Blick zu erheben, und verharrt in seiner Zerknirschung.)

Baillif.

Meister Jaques, tretet herzu, und betrachtet Eure Arbeit. Ist der Schmuck vollständig?

Meister Jaques.

Er ist es, bey meinem Eide!

Baillif.

So ist das Kreuzchen, das die Angeklagte Adelaide Palombe trug, wirklich das Geschenk ihrer Mutter, Pauline von Narbonne, und ich spreche sie frey. (Bewegung unter dem Volke) und spreche frei den Angeklagten Saint Foix, und erkläre im Namen Ludwigs des Vierzehnten, Königs von Frankreich und Navarra, die Beiden als rechtmäßige Erben des Hauses Narbonne, und setze sie in ihre Rechte, Titel und Ehren ein, und begrüße sie mit ihren wahren Namen: Pierre und Pauline von Narbonne!

St. Foix.

(kniet nieder.)

Gerechter Gott, ich danke Dir!

Adelaide.

(knieend neben ihm.)

Vater im Himmel, ich bete Dich an!

Victoire.

Gott sey gepriesen.

Volk.

Segen den Kindern des Hauses!

Baillif.

Nun Herr von Narbonne! — den Schmuck haben Sie gesehen, betrachten sie auch den Dieb. (Saint Pierre wird ihm gegenüber gestellt.) Kennen Sie ihn?

Narbonne.

(wirft einen raschen Blick auf Saint Pierre, und murmelt zwischen den Zähnen.)

Verdammt, auch noch dieser!

Baillif.

Tritt vor, Zingana! — betrachte diesen, ist er's, für den Du ein Briefchen dem Herrn von Narbonne brachtest?

Zigeunerin.

Weiß nicht, Herr — kenn' nur die Hand. — Laß sie mich sehen!

Baillif.

Die Hand auf, Saint Pierre!

St. Pierre.

(hebt die Hand auf.)

Zigeunerin.

Ja, er ist's! Das ist die Hand, das ist der Ring!

Baillif.

Ja, das ist die Hand, die den Pierre von Narbonne erschlug, das ist die Hand, die den Marquis Louvois mordete — die sich auf dem Nachtgewande der Frau von Narbonne, wie auf dem Tafeltuche zu Paris abdrückte.

Frau von Pontis.

O gräßlich!

Victoire.

Entsetzlich!

St. Foix.

Ha! der Mörder meines Vaters!

Adelaide.

Ich schaudre vor dem blutigen Ungeheuer!

Baillif.

Gujon de Saint Pierre. Im Namen des Königs und des Gesetzes — reden Sie die Wahrheit!

St. Pierre.

Ich bin bereit. Das Läugnen hilft doch nichts mehr.

Baillif.

In jenem Kabinette ermordeten Sie den Pierre von Narbonne?

St. Pierre.

So ist es.

Baillif.

Ist Pauline de Rossanges Ihre Mitschuldige?

St. Pierre.

Nein, bei Gott! Sie hat keinen Theil an meiner That. Ich bin verloren und sage die Wahrheit. Ich liebte sie — sie war meine Braut. Sie vermählte sich einem Andern, und ich war unglücklich für mein ganzes Leben! Aber Achtung vor ihrer Tugend, Ehrfurcht vor ihrem unbefleckten Wandel! Kein falscher Verdacht trübe mehr ihr Andenken, und keine Blutschuld schände ihr Gedächtniß. (deutet auf Narbonne.) Dieser da ist der einzige Mitwisser, der einzige Mitschuldige des Mordes!

Alle.

(entsetzt.)

Narbonne!

Baillif.

Ha! meine Ahnung!

Victoire.

Darum schauderte ich vor ihm?

St. Pierre.

Er liebte meine schöne Braut, mit aller heimlichen Gluth eines verschmitzten Teufels. Er verleitete mich zu einem Zweikampf, der mich aus dem Lande trieb. Er folgte mir nach London, und zog mich in ausschweifende Gesellschaften. Er

lockte mich zu Spiel und Schwelgerei, bis mein kleines Gut verschwendet war. Dann streute er die übeln Nachrichten über meinen Wandel aus und malte mich noch zehnmal schwärzer, als ich war, bis sich die sittlich Reine von mir wendete; da kehrte er heim, und suchte sich in mein verlornes Paradies zu schleichen, aber Pauline wählte seinen Bruder. Er schäumte über den Verlust seiner Mühe, und aller Haß seiner Brust wendete sich auf seinen Bruder. Den Gram zu betäuben, hatte ich den letzten Heller vergeudet. Er kam nach London und befreite mich aus der Kings-bench, und zum Betteln zu stolz, zum Arbeiten zu ungeschickt, hörte ich auf die Syrenenstimme des Versuchers. Es kitzelte mich der Gedanke, den zu bestehlen, und um seine Schätze zu prellen, der mir den ganzen Reichthum meines Herzens nahm. Er gab mir die Schlüssel zum Gartenpförtchen, zu diesem Salon, zu jenem Kabinette. Betäubt von Haß, verführt von Noth und Leichtsinn, berauscht vom glühenden Weine, führte er mich durch das kleine Gäßchen.

Baillif.

Er war ja aber abwesend?

St. Pierre.

Scheinbar auf weiten Reisen, um jedem Verdacht zu entgehen. Heimlich verbarg er sich mit mir in Nantes. Es war Mitternacht als ich dort (auf die Glasthüre deutend) hereintrat. Im Kabinett stand ein Bette, und eine Gestalt erhob sich aus demselben, als ich eben nach dem Schmucke griff, und wollte mich hindern an meinem Unternehmen; erschreckt durch die unerwartete Dazwischenkunft zog ich meinen Dolch, und dämpfte seinen Hülferuf mit einem kräftigen Stoße. Er wehrte sich, ich wiederholte die Stiche, bis er todt aufs Bette sank.

Baillif.

Aber Pauline —

St. Pierre.

Eilende Schritte ließen sich auf dem Gange hören. Ohne den Raub zu begehen floh ich. Ich stand schon hinter der Glasthüre als ich mich umsah. Pauline eilte im weißen Nachtgewande mit einem Lichte herein, schöner als ich sie jemals sah. Bei ihrem Anblicke erwachte die ganze zurückgedrängte Flamme, ich konnte nicht fort, und stand gebannt von ihren zauberischen Reizen. Mit Entsetzen stürzte sie aus dem Kabinette, und fiel ohnmächtig nieder, ehe sie die Thüre erreichte. Da vergaß ich alle Gefahr, meine besudelten Kleider, meine blutigen Hände, die Angst der Verfallung, und die Gewißheit des Schaffotes, wenn ich gefangen würde. Ich hörte nichts mehr als die Stimme meines rasenden Blutes, meiner kochenden Leidenschaft. Ich eilte zurück, schloß sie in meine Arme, und drückte den ersten und letzten Kuß auf ihre erstarrten Lippen.

Baillif.

Fürchterliche Leidenschaft, die selbst der Tod nicht kühlte, der die Lippen der Ohnmächtigen bleichte.

Victoire.

(verbirgt ihr Gesicht an dem Busen ihrer Mutter.)

Adelaide.

(schmiegt sich entsetzt an ihren Bruder)

St. Foix.

(bedeckt sich schaudernd die Augen.)

St. Pierre.

Als ich Leute kommen hörte, eilte ich fort! Das weitere kennen Sie. Narbonne genoß die Früchte meiner Sünden, und theilte nur manchmal seinen Ueberfluß mit mir. Gestern

erst sah ich ihn wieder, als ich von Paris ankam, um nach den Antillen zu flüchten. Ich sandte ihm das Billet durch die Zigeunerin, und sprach ihn heimlich in diesem Zimmer. — Da sah ich den Schmuck, und konnte der Begierde nicht widerstehen, mitzunehmen, was mir eigentlich schon seit vielen Jahren gehörte.

Baillif.

Es ist genug! Das vollgestrichene Maas der unerhörtesten Gräuel macht Sie reif zur äußersten Strenge der Gesetze; führt sie fort, die schauderhaften Verbrecher, und verwahrt sie wohl. Sie sollen ihren Lohn erhalten.

Secretär.

Und die Zigeunerin?

Baillif.

Ist Mitschuldige. Sie bleibt in Verwahrung!

(die Verbrecher werden abgeführt, das Volk drängt nach, oder verliert sich durch den Garten; das Gericht folgt den Uebrigen.)

Letzter Auftritt.

Herr von Pontis. Frau von Pontis, Victoire, Adelaide und Saint Foix; bleiben allein zurück.

Baillif.

(tritt zwischen die Geschwister und führt sie an der Hand vor. Rechts und links stehen Victoire und ihre Mutter.)

Arme Verwaiste! Ihr steht erschüttert und Thränen der Wehmuth füllen Eure Augen. Ihr tretet in das Haus

Eurer Väter, und kein Auge zittert im freudigen Glanze bei Eurem Anblicke, keine warme Hand drückt die Eure — keine freundliche Stimme ruft Euch: »Willkommen!« entgegen! Jene Bösewichte raubten Euch den Vater — und ich — o daß ich es sagen muß! — ich nahm Euch die Mutter, durch meine übereilte Anklage.

Victoire.

O mein Vater!

Frau von Pontis.

Mein Gemahl!

Baillif.

Ich handelte im Gefühle meiner Pflicht, aber zu rasch, zu leidenschaftlich! Die Empörung des ehrlichen Mannes riß den prüfenden Richter mit sich fort. Ich fehlte aus Stolz, weil ich mein Urtheil für unfehlbar hielt. O mein Gott! werde ich wieder gut machen können, was ich verdarb?

Frau von Pontis.

Dürft' ich reden —

Victoire.

(zugleich.)

Dürft' ich bitten —

Baillif.

Ich verstehe! — Unglückliche Kinder! Verschmäht Ihr diese Brust nicht, so schlägt Euch darin ein treues Vaterherz. (er führt Adelaide seiner Gemahlin in die Arme.) Hier, Pauline, öffnen sich die Arme einer Mutter!

Frau von Pontis.

Komm', meine Tochter! Und Niemand wird Dich treuer lieben.

Adelaide.
(an ihrem Halse.)

Gute Mutter!

Baillif.

Pierre von Narbonne! (indem er ihm seine Tochter in die Arme wirft.) Dir gebe ich mein Theuerstes auf Erden! Vergiß in den Armen der Geliebten den Verlust der Aeltern, wenn Du es vermagst!

St. Foix.

Höchster Wunsch meines Lebens, so bist du doch erfüllt.

Victoire.

Werde ich Dir auch alles ersetzen können?

St. Foix.

Vermagst Du es nicht, so ist keine Macht im Himmel und auf Erden es im Stande.

Baillif.

Mein Vermögen theilt Ihr unter Euch. Mehr kann ich nicht ersetzen! Die Todten weckt meine Reue nicht wieder auf! — Und nun — lebt wohl!

Adelaide, Victoire und St. Foix.

Vater!

Frau von Pontis.

Mein Gemahl!

Victoire.

Was wollen Sie thun? —

St. Foix.

Warum wollen Sie uns verlassen?

Frau von Pontis.

Was haben Sie vor?

Baillif.

Ich eile nach Paris, und werfe mich zu den Füßen Seiner Majestät. Er wird gnädig seyn, und dem Eifer vergeben, der sich aus heiliger Ehrfurcht für die Gesetze übereilte. Er wird mich eines Amtes entlassen, das ich nicht ferner mehr verwalten kann.

(er wendet sich zum Gehen.)

Der Vorhang fällt rasch.

E n d e.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schiller, Friedrich,

Schiller's dramatischer Nachlaß nach dessen vorliegenden Plänen ausgeführt

Bd.: 1,2

Nürnberg 1842

P.o.germ. 1275 d-1,2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10119213-3